

Michael Schneider

# EIN ZWEITES LEBEN

Roman

Kiepenheuer & Witsch



Verlag Kiepenheuer & Witsch, FSC® N001512

1. Auflage 2016

© 2016, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

*Umschlaggestaltung* Barbara Thoben, Köln

*Umschlagmotiv* © plainpicture / Westend61

*Autorenfoto* © Barbara Tisjé

*Schrift* Dante

*Satz Buch-Werkstatt* GmbH, Bad Aibling

*Druck und Bindung* CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-462-04886-5

## *Erstes Kapitel*

### Ankunft

*Halten Sie sich nach zweihundert Metern rechts ... Halten Sie sich rechts ... Nehmen Sie im Kreisverkehr die erste Ausfahrt rechts ...* Aber die erste Ausfahrt war gesperrt, wie der rot durchkreuzte Schriftzug Bad Rodau auf dem gelben Hinweisschild signalisierte. Unschlüssig umfuhr ich noch einmal den Kreisverkehr. *Nehmen Sie die erste Ausfahrt rechts*, wiederholte die Navigatorstimme. Wieder fuhr ich an der gesperrten Ausfahrt vorbei und nahm die zweite Ausfahrt ... Zur Strafe für meinen Ungehorsam verschwand der rote Pfeil auf dem Display, und die weibliche Stimme verstummte: Jetzt sieh zu, schien ihr plötzliches Schweigen zu sagen, wie du ohne mich deinen Weg findest.

Nach etwa einem Kilometer kam ich erneut an einen Kreisverkehr. Und nahm die erste Ausfahrt rechts nach Bad Rodau, die hier nicht gesperrt war. Folgte dann einer kurvenreichen Landstraße, die sich an einem von Uferweiden und Silberpappeln gesäumten Bach entlangzog, an einsamen Gehöften, eingezäunten Pferdekoppeln und einem Getreidesilo vorbei. Kurz hinter dem Ortsschild Bad Rodau bog ich auf einen Parkplatz. Ich nahm die angebrochene blaue Schachtel von der Ablage und zündete mir eine Zigarette an. Ein Mal noch eine rauchen!

Während ich den Rauch durch das offene Wagenfenster blies, war mir plötzlich, als säße Dorothea neben mir auf dem Beifahrersitz, in ihren beigen Sommershorts, die nackten Füße gegen das Handschuhfach gestemmt und genüsslich an ihrer Zigarette ziehend ... Ich schloss die Augen und sah sie jetzt, während ich mich ihr langsam näherte, in ihrem roten Bikini auf der Bastmatte sitzen, hinter dem wehenden Dünengras funkelte das Meer, sie war in ein Buch vertieft, während ihre aufgestützte Rechte die Zigarette hielt, die sie mit einer zierlichen Bewegung zum Mund führte. Plötzlich – sei es, dass sie meine Nähe in ihrem Rücken spürte, sei es, dass sie das leise Knirschen des Sandes unter meinen Sohlen hörte – wandte sie sich nach mir um und empfing mich mit leuchtenden Augen. Das war Glück!

Ich öffnete die Wagentür und stieg aus. Schlurfte durch das Laub auf dem Boden der kleinen Parkbucht. Seit meiner Kindheit mochte ich das trockene Rascheln des Herbstlaubs unter meinen Schritten. Ich folgte der tänzelnden Abwärtsbewegung der Blätter, die der Wind von den Ahornbäumen blies. Bis mein Blick den Boden streifte und an unserem Nummernschild haften blieb: *LM-DO 202*. Ob ich nicht lieber ein neues Kennzeichen beantragen wolle?, hatte mich kürzlich ein Freund gefragt. – Warum?, antwortete ich, es ist unser Auto, und sie fährt ja noch immer mit.

Das an jeder Kreuzung ausgeschilderte Kurgebiet war leicht zu finden. Es lag am südlichen Rand des um einen See gelegenen Kurstädtchens Bad Rodau, das – wie dem Flyer zu entnehmen war – mit seinem mittelalterlichen Stadttor und seinen alten Fachwerkhäusern zu den architektonischen Perlen der Region zählte. Am Ende einer großen Allee, gleich hinter dem Thermalbad, zogen drei durch eine Parkanlage miteinander verbundene Häuser meine Aufmerksamkeit auf sich. Auf dem Dachfirst des mittleren Hauses thronte ein stilisierter Vogel mit gebogenem Schnabel und einer antennenartigen Feder auf dem Kopf, die an das zierliche Krönchen der Eichelhäher erinnerte. Unschwer erkannte ich das auf der Werbebroschüre abgebildete Emblem der psychosomatischen Klinik *Phönix*.

Langsam steuerte ich den Wagen in den letzten freien Parkstreifen. Die Tür zur Empfangshalle war nur angelehnt. Meinen Rollkoffer hinter mir herziehend, trat ich ein. Niemand war zu sehen, die Rezeption war unbesetzt. Ich hatte mich allerdings sehr verspätet, es war schon fast 21 Uhr, dabei hatte ich mein Kommen für spätestens 18 Uhr angekündigt.

Und doch war ich hier nicht allein: Aus der Tiefe der Lobby, die nur im Eingangsbereich noch spärlich beleuchtet war, drang, von leisem Klavierspiel begleitet, ein betörender Gesang an mein Ohr, eine Melodie, die ich nur allzu gut kannte – getragen von einer weichen Mezzosopranstimme, die mir direkt ins Herz ging. Wie verzaubert blieb ich stehen und lauschte der unsichtbaren Sängerin, die ihr ganzes Gefühl in die gedehnten melodischen Bogen des Ave-Maria zu legen schien.

Wie benommen ließ ich meinen Koffer stehen und folgte dem Sirenenengesang. Dabei stieß ich versehentlich mit dem Fuß gegen eine Glasvitrine, wodurch ein klirrendes Geräusch entstand. Abrupt brach die Stimme ab, das Klavierspiel endete in schrillum Missklang. Ich trat neben die Mittelsäule, welche die Hallendecke stützte und mir die Sicht auf das kleine Podium verstellt hatte, auf dem das Piano und mehrere Trommeln standen. Gerade noch konnte ich sehen, wie eine Gestalt mit langen dunklen Haaren vom Klavierschemel aufstand, sich kurz nach dem Störenfried umdrehte, dann durch die Tür huschte und in dem dahinterliegenden Korridor verschwand. Wer war diese Frau, die mit ihrem Gesang Steine erweichen konnte? Und warum stahl sie sich weg wie eine ertappte Diebin? Wollte sie keine Zuhörer haben?

»San Sie der Profeschor Fohrbeck?«

Ich drehte mich um. Hinter der Rezeption war eine junge Frau mit blondem Pferdeschwanz aufgetaucht, ganz in Weiß gekleidet. Ich nickte geistesabwesend.

»Mir habe Se zum Abendesse erwartet, Herr Profeschor. Leider isch der Speisesaal scho gschlosse.«

»Entschuldigen Sie meine Verspätung, ich bin leider erst am spä-

ten Nachmittag von zu Hause losgekommen, außerdem haben mich zwei Staus aufgehalten. Ist Doktor Wieland noch im Hause?»

»Der Doktor konnt leider net auf Sie warte, da er heut Abend a wichtige Termin hätt.«

Schade! Gerne hätte ich den ersten Abend hier mit meinem Freund Ansgar verbracht, der leitender Therapeut der Phönix-Klinik war und sie mir empfohlen hatte.

Während die blonde Schwäbin im Computer nach meinen Daten suchte, sah ich mich um. Zu beiden Seiten der Eingangstür gab es Sitzecken mit orangefarbenen Sofas, bequemen Stoffsesseln und Glastischen, auf denen mit Orchideen bestückte Vasen standen. Wie dezente Raumteiler wirkten die hohen kubusförmigen Glasvitrinen, in denen allerlei medizinische Ratgeber und Bücher mit esoterisch anmutenden Titeln ausgestellt waren: »Das Glück, einen Baum zu umarmen« – »Die Aura-Fotografie als Schlüssel zum Selbst« – »Die sieben Hauptchakras und ihre Bedeutungen«. Auch Hermann Hesses »Siddharta« und Paulo Coelho's Erfolgsroman »Der Alchimist« fanden sich unter den ausgestellten Titeln. In einer anderen Vitrine waren verschiedenfarbige Edelsteine zu sehen, denen heilkräftige Wirkungen zugeschrieben wurden.

Schließlich fiel mein Blick auf eine sonderbare Pyramide, die neben der Mittelsäule platziert war: Es handelte sich um eine durchsichtige Edelstahlkonstruktion von circa einem Meter Höhe, deren Grundlinien zwei ineinandergesteckte Pyramiden nachbildeten. Die eine Spitze zeigte nach oben, während die andere auf dem Kopf stand und mit der Spitze den Boden berührte.

Was es mit dieser Pyramide auf sich habe?, fragte ich die junge Frau an der Rezeption.

»O., des isch was ganz Bsonders mit dene zwei Pyramide, Herr Profeschor. Schon die alte Ägypter habe gwusst, und neuere physikalische Experimente han des bestätigt, dass Lääbensmittel wie Fleisch oder Gmüse, die man unter die Pyramide lege tät, und zwar genau unter die Spitze, länger konserviert bleibe ... Und wenn Sie das innere Quadrat mit beide Hände längere Zeit anfasse, verspüre Sie 'nen wunderbaren Zufluss an Energie. I habs oft scho probiert.

Wenn i müd bin, fass i die innre Pyramide an und fühl mi danach, wie wenn i grad aus der Dusche käm.«

Nur schwer konnte ich, bei dieser Mischung aus schwäbischem Pragmatismus und Okkultgläubigkeit, ein Lachen unterdrücken. Gleichzeitig fragte ich mich, ob ich hier eigentlich richtig war. Schließlich war ich nicht, gemeinsam mit Dorothea, aus der Kirche ausgetreten, um mich jetzt einer esoterischen Heilslehre anzuschließen, sei diese nun schamanistisch, buddhistisch oder ägyptisch-orientalisch inspiriert.

Die schwäbelnde Rezeptionistin erläuterte mir nun die Topografie der Klinik: »Mer san hier im *Haus Sonne*, wo auch die meischte Anwendunge stattfindet. Dort drübe isch das *Haus Kristall*. Sie wohne nebean im *Haus Oase*. I zeig Ihnen jetzt Ihr Zimmer.«

Ich folgte ihr durch einen langen Korridor, an dessen Wänden die Porträts der Mitarbeiter hingen, auch einige ausländische Namen und Gesichter darunter, nach den entsprechenden Teams geordnet. Alle Abteilungen wurden im gleichen Format vorgestellt, das Team, das für die Küche und die Reinigung zuständig war, rangierte gleich neben dem der Ärzte und Psychotherapeuten ohne die an den Kliniken übliche hierarchische Stufung.

Am Ende des Flurs lag der Speisesaal. Rechter Hand führte eine Tür mit Metalltreppe nach draußen in die beleuchtete Gartenanlage und auf einen überdachten, in leichtem Zickzack verlaufenden Holzsteg. Dieser ging an einem kleinen Seerosenteich vorbei und verband das *Haus Sonne* mit dem *Haus Oase*. Am Rand der Gartenanlage, zur Straßenseite hin, stand ein Holzhäuschen mit Balkon, an dessen Stirnseite ein Schild mit der tröstlichen Bezeichnung *Raucherecke* angebracht war. Mit Erleichterung registrierte ich, dass die Raucher hier nicht – wie in den meisten Kliniken – strikt verboten wurden, dass ihnen vielmehr ein Platz, wenn auch nur draußen, zugestanden wurde. An verschiedenen Stellen des Rasens standen Liege- bzw. Hängestühle aus geflochtenem Leder. Linker Hand des Holzstegs, der die Gartenanlage teilte, erhob sich eine Blutbuche, deren mächtige Krone die Rasenfläche mit dem aufgespannten Federballnetz und den angrenzenden Zaun überragte. In ihrem

Windschatten, nahe dem Eingang zum *Haus Oase*, wuchsen zwei dünnstämmige Birken, vor denen eine weitere Doppelpyramide aus Edelstahl stand; nur war diese drei- bis viermal so hoch wie das Modell in der Empfangshalle.

Mein Zimmer lag parterre, gleich am Anfang des Flurs.

»I hoff, Sie werde sich bei uns wohlfühle, Herr Profeschor«, sagte meine Begleiterin, nachdem sie mir gezeigt hatte, wie man mit der elektronischen Karte die Tür öffnete. »Frühstück isch von 8 bis 9. Uhr 30. Um 11 habe Se Termin bei Frau Doktor Klier. I wünsch Ihne a guts Nächtle!«

Das Zimmer war mit wenigen schlichten Möbeln im Fichtenton, einem kleinen Kühlschrank, einem Wasserkocher, einer Senseo-Espressomaschine, einem Set Wasser- und Teegläser und zwei Espressobechern ausgestattet. Es gab einen kleinen Flachbildschirm, einen DVD-Rekorder, einen CD-Player und eine Buchse mit WLAN-Anschluss. Nur die Stehlampe mit dem biegsamen Leselicht und dem Deckenfluter standen am falschen Platz; ich rückte sie gleich neben den gepolsterten Lehnstuhl am Balkonfenster.

Auf dem kleinen Sekretär, von dem aus man durchs Fenster in die Grünanlage blicken konnte, war gerade Platz genug für meinen Laptop. Dann packte ich meinen Koffer aus. Die paar mitgebrachten Bücher samt Tagebuch stellte ich in das kleine Regal, das über dem Nachttisch hing, und die mitgebrachte Rotweinflasche in die Minibar. Auch wenn mir bewusst war, dass Alkoholika in der Klinik verboten waren, auf meinen abendlichen »Absacker« wollte ich nicht verzichten.

Zwischen zwei Pullovern lag der Silberrahmen mit dem Porträt meiner Frau. Ich nahm es in die Hände und überlegte, wo ich es aufstellen sollte: auf den Nachttisch oder auf die kleine Wandkonsole neben dem Lehnstuhl? ... Es war ein frühes Passfoto von Dorothea, das durch die Vergrößerung seine Schärfe verloren hatte und daher wie gemalt wirkte. Es stammte aus der Zeit, da wir uns kennengelernt hatten. Wie schön und ausdrucksvoll war ihr Gesicht mit der hohen, vom blonden Pony gesäumten Stirn, den leicht ver-

schatteten türkisblauen Augen unter den dunkelblonden Brauen, der weichen Kinnlinie und dem sinnlichen Lippenbogen mit den kleinen Grübchen in den Mundwinkeln, die auch dann zu lächeln schienen, wenn ihre Lippen geschlossen waren.

Als ich, wenige Tage nach ihrem Tod, dieses alte Bild einscannte und es plötzlich auf dem Monitor erblickte, wurde mir jäh bewusst, dass es sie gleichsam nur noch in gepixelter Form gab, während ihr geliebter Leib im Kühlhaus des St.-Vinzenz-Krankenhauses lag. Es war zum Verrücktwerden!

Dieses vergrößerte Foto mit dem melancholischen Blick hatte ich zur Trauerfeier auf ihren Sarg gestellt. Und wenn ich verreiste, nahm ich es mit. Ich dachte daran, wie ich das erste Mal nach ihrem Tod in einem Hotel der Mainzer City übernachtete. Als ich spät-abends nach meinem Vortrag das Hotelzimmer betrat, wollte ich nach alter Gewohnheit zum Telefon greifen, um Dorothea anzurufen, und ließ, die Sinnlosigkeit dieser Geste plötzlich begreifend, meinen ausgestreckten Arm wieder sinken. Damals hatte ich meinen Kopf in den Kissen des Doppelbettes vergraben und geweint. Jetzt war der Schmerz immer noch da, aber er überwältigte mich nicht mehr; irgendwie hatte ich inzwischen gelernt, mit ihm zu leben. Oder hatte ich ihn nur betäubt?

Ich stellte ihr Foto auf die Wandkonsole neben den Lehnstuhl. Dann zog ich mir eine Wolljacke über und holte die Rotweinflasche aus der Minibar.

Mit dem vollen Weinglas trat ich hinaus auf den Balkon. Es war kühl, der Wind ließ die Äste der Birken und der Blutbuche erzittern. Von den Wandleuchten des gegenüberliegenden Hauses fiel ein mattes Licht auf den Rasen und den Holzsteg. Ab und zu lugte der Mond durch die Wolkendecke und warf seinen Schimmer auf die Edelstahlpyramide. An zwei Sternen von besonderer Leuchtkraft, die ganz nah beieinanderlagen, blieb mein Blick haften: *Philemon und Baucis*. Die Geschichte jenes mythischen Paares, das in glücklicher Harmonie und Selbstgenügsamkeit auf dem Lande lebte, hatten Dorothea und ich immer auf uns bezogen: Als Zeus und Hermes eines Nachts, als Bettler verkleidet, an die Tür ihrer

Hütte klopfen, hatten Philemon und Baucis ihnen, als Einzige unter den Dorfbewohnern, Obdach gewährt. Zum Lohn dafür stellten die Götter ihnen einen Wunsch frei. Sie wünschten sich, dass keiner vor dem anderen sterben würde. Der Wunsch wurde ihnen gewährt – und so gingen sie, als die Zeit gekommen war, *gemeinsam ins grüne Laub* ... Eine Woche vor ihrem Tod hatte Dorothea einem befreundeten Ehepaar per Mail zur silbernen Hochzeit gratuliert und dabei diese Geschichte erwähnt. Hatte sie geahnt, dass sie bald ohne mich *ins grüne Laub gehen* würde?

Was bin ich ohne sie? Ein *Übriggebliebener*. Ein halbiertes Wesen.

Mich fröstelte. Ich ging wieder hinein und machte mich bettfertig. Trotz meiner Müdigkeit konnte ich nicht einschlafen. Ich knipste die Nachttischlampe an und nahm mein Tagebuch aus dem Regal.

Ich zögerte, bevor ich es aufschlug. Die darin versammelten Eintragungen hatte ich in den einsamsten und verzweifeltsten Stunden meines Lebens geschrieben. War es denn nicht gefährlich, sich da wieder hineinzugeben?

15. April

Meine Liebste,

*auch wenn ich weiß, es ist eine Illusion, aber ohne sie käme ich nicht über den Tag: Ich stelle mir vor, dass du mich noch hörst, wenn ich mit dir spreche, und dass dich auf geheimnisvolle Weise noch erreicht, was ich dir schreibe.*

*Schließlich sind ja auch unsere beiden PCs noch immer per Kabel verbunden. Auch wenn ich von dir jetzt keine E-Mails mit blinkenden Smileys mehr empfangen, ich spüre deine unsichtbare Gegenwart überall, nicht nur hier, wo dein Schreibplatz war und dein PC noch immer steht – ich spüre sie überall im Haus, in unserem wunderschönen alten Fachwerkhäus, das du so liebevoll eingerichtet hast, ebenso im Garten, der gerade jetzt in voller Frühlingsblüte steht. Gestern Abend, als ich mir – das erste Mal wieder seit deinem Tod – mein Manuskript vornahm und das zuletzt Geschriebene durchlas, rief ich unwillkürlich aus: »Hör mal, Schatz, wie findest du das?«, um gleich darauf festzustellen, dass der Platz neben mir leer ist. In*

diesem Moment war mir, als müsste ich meinen Kopf gegen die Balken schlagen, bis ich das Bewusstsein verliere.

Heute Morgen habe ich mich auf deinen Stuhl gesetzt und den Videotext angeschaltet. Es ist das erste Mal seit deinem Tod, dass ich deinen Platz einnahm. Doch was interessieren mich die Katastrophenmeldungen von ZDF und ARD nach der Katastrophe, die dein plötzlicher Tod, dein Nichtmehrsein, für mich bedeutet.

17. April

Setzte mich heute aufs Mountainbike und machte unsere übliche Tour an der Lahn entlang, wobei ich mich manchmal unwillkürlich nach dir umdrehte, als führest du noch immer hinter mir – und konnte die blühenden Obstbäume und die leuchtend gelben Rapsfelder um mich herum sogar wieder ein wenig genießen. Die körperliche Bewegung, die Muskeln und Sehnen, die eigene Kraft zu spüren – gerade jetzt, wo die Seele so leidet –, das tut gut.

Doch als ich in der Abenddämmerung zurückkam und es war so still im Haus, da fasste mich wieder der ganze Jammer an. Wie soll ich leben ohne dich? Was bin ich ohne dich, ohne deine Gegenwart und Wärme, ohne unser tägliches vertrautes Sprechen und Austauschen? Du warst mein Spiegel. In der besonderen Art, wie du mich wahrnahmst, erkannte und spürte ich mich selbst. Jetzt, da der Spiegel zerbrochen ist, tappe ich wie ein Blinder im Dunkeln umher, ich spüre mich nur noch ungenau und weiß nicht mehr, wer ich eigentlich bin.

22. April

Wie schwer mir das Leben im Singular fällt. Noch immer stelle ich deinen Zahnputzbecher auf seinen Platz neben dem meinen. Noch immer hole ich, wenn ich zu Mittag oder Abend esse, unwillkürlich zwei Gabeln, Löffel und Messer aus dem Schubfach – bis ich meinen »Irrtum« bemerke. Und noch immer lege ich dein rotes Kopfkissen auf deine Betthälfte, wenn ich schlafen gehe.

Ich wage kaum, mich an unseren letzten Liebesschlaf zu erinnern, an jenen Mittwoch, drei Tage vor deinem Tod, dein warmer, weicher, schmiegsamer Leib ... all das soll ich nur noch erinnernd »erleben« dürfen? Ich verdränge die Bilder, um nicht ganz elend zu werden.

23. April

*Gestern habe ich das erste Mal seit deinem Tod wieder ferngesehen, unseren sonntäglichen »Tatort«. Aber wie sehr vermisste ich dein Händchen und unsere gemeinsamen Spekulationen, wer wohl der Täter sei. Und wie anders habe ich die Begräbnisszene empfunden, da der Pfarrer eine Schaufel Erde auf den Sarg des Opfers wirft und dann die bekannten Worte spricht: Erde zu Erde, Asche zu Asche, Staub zu Staub. Da fiel ich richtig aus dem Film – in die bittere Wirklichkeit.*

*Im Grunde kann ich ihn nicht begreifen: den Tod. Dass von einem Moment auf den anderen deine Persönlichkeit mit allem, was sie ausmachte und was sie mit mir verband, dass dies alles in einer Sekunde ausgelöscht wurde und mit dir im Koma, ins Nichts, versank – es ist noch immer unfassbar für mich! Und doch muss ich deinen Tod annehmen, so wie man eine Naturkatastrophe annehmen muss.*

## Selig sind die Ausgebrannten

Als ich, nach einer unruhigen Nacht, am nächsten Morgen gegen neun den Speisesaal betrat, begrüßte mich, mit slawischem Akzent, eine mittelalte Frau mit Silberblick und lindgrüner Schürze. Sie wurde, wie ich bald hörte, von den Patienten »die Küchenfee« genannt, weil sie die Gäste mit einem so beglückenden Lächeln zu bedienen pflegte, als ob sie jedes Mal eine neue Götterspeise offerierte, selbst wenn es sich nur um eine Nudelsuppe mit Klößchen handelte. Sie wies mir sogleich meinen Platz an einem der Sechsertische zu, die entlang der Fensterfront aufgereiht waren.

»Guten Morgen.«

»Guten Morgen«, kam es von fünf Tischgästen zurück, die den Neankömmling neugierig musterten. Ich kam mir vor wie ein Schüler, der das erste Mal vor der Klasse steht und in den Gesichtern seiner Mitschüler die Frage liest: Was ist denn das für einer? Ich nahm Platz neben einer sommersprossigen Frau mit schulterlangen roten Haaren, die einen grauen Trainingsanzug trug.

»Ich bin Roswita«, sagte sie und reichte mir die Hand.

»Ich bin Fabian.« Neben meinem Frühstücksgedeck lag eine Stoffserviette mit einem Klebestreifen, auf dem in schwarzen Druckbuchstaben stand: *PROF. DR. FABIAN FOHRBECK*.

»Ich heiße Marja«, sagte die Frau, die mir gegenüber saß. »Willkommen im Klub.« Sie mochte Ende fünfzig sein, hatte warme Augen und trug eine gebatikte Bluse in brünetten Herbstfarben. »Wir sind schon die ganze Zeit gespannt auf den Überraschungsgast, nicht wahr, Oswald?«

»Wir haben schon gerätselt«, sagte, in leicht sächselndem Tonfall, der Angesprochene, der neben Marja saß, ein breitschultriger Mann mit Bürstenhaarschnitt, Stoppelbart und jungenhaften Gesichtszügen: »Ist er nun ein Doktor der Medizin, der die Seite gewechselt hat und auch mal wissen will, wie man sich so als Burn-out-Patient fühlt?«

»Oder ein Doktor der Philosophie, der uns ein Licht aufsteckt über den Sinn des Lebens – warum wir eigentlich hier sind und unsere kostbare Zeit vertun?«, fragte in leicht spöttischem Ton die Frau, die an der Schmalseite des Tisches saß und gerade eine Scheibe Knäckebrötchen mit Butter bestrich. Ihre schwarzbraunen Haare bauschten sich über der Stirn zu einer helmartigen Frisur, die ihrem Gesicht etwas Wehrhaftes verlieh. »Simone Aschmoneit«, fügte sie mit einem angedeuteten Lächeln hinzu.

»Doktor Aschmoneit bitte«, ergänzte Marja mit hochgezogenen Brauen.

Während ich mir Kaffee einschenkte, fühlte ich noch immer alle Blicke auf mir ruhen.

Ob ich mit meinem Zimmer zufrieden sei, fragte Marja. Ich bejahte. Und ob ich schon meinen Therapieplan habe?

Ich schaute auf das Blatt, das neben meinem Frühstücksteller lag, aber da stand außer dem Termin bei Frau Doktor Klier noch nichts drauf.

Warnend hob Oswald den kleinen Löffel, mit dem er gerade sein Frühstücksei aufgeklopft hatte: »Glaub ja nicht, Fabian, dass du hier eine ruhige Kugel schieben und ausschlafen kannst. Schon vor dem

Frühstück geht es mit Qigong auf der Wiese los. Therapie ist ein Knochenjob, kann ich dir sagen. Da bleiben kein Hemd und kein Auge trocken. Und Überstunden werden nicht bezahlt.«

»Oswald übertreibt wieder mal schamlos«, sagte Roswita, als müsse sie mich beruhigen. »Es gibt hier ein großes Angebot von Therapien, und wenn dir die eine nicht zusagt, kannst du problemlos eine andere wählen oder einfach spazieren gehen.«

»Das sagt eine«, sagte Oswald, »die jede zweite Anwendung schwänzt und stolz darauf ist, ihren Therapieplan zu höchstens fünfzig Prozent zu erfüllen.«

Roswita knüllte ihre Stoffserviette zusammen und hob den Arm mit dem Tuchknäuel drohend in Oswalds Richtung. Der ging grinsend in Deckung und streifte dabei versehentlich den Arm von Frau Aschmoneit, die gerade ihre Kaffeetasse zum Mund führte. Der Kaffee schwappte über die Tasse, spritzte auf das weiße Tisch Tuch und auf den Ärmel ihrer Trainingsjacke, die aus irgendeiner teuren Chemiefaser bestand.

»Kannst du nicht aufpassen?«

Oswald entschuldigte sich wortreich für das Malheur und legte Papierservietten über die hässlich braunen Flecken auf dem Tisch Tuch.

»Irgendwie wundert es mich ja nicht«, legte Frau Aschmoneit nach, während sie mit einer Stoffserviette den Fleck auf ihrem Ärmel wegzurubbeln suchte, »dass du deine Firma in die roten Zahlen gefahren hast.«

Für einen Moment gefror Oswalds Miene, dann sagte er: »Ich bezahle dir die Reinigung, Simone. Und werde dich für den nächsten European Song Contest empfehlen als die Frau mit der spitzesten Zunge von Deutschland.«

Roswita und Marja kicherten. Ich stand auf und ging zur Frühstückstheke. Als ich mir gerade ein Glas mit Orangensaft füllte, stand plötzlich Frau Aschmoneit mit ihrem Teller neben mir und fischte nach einem Stück Lachs.

»Was lehren Sie, wenn ich fragen darf?«

»Ich bin Kulturwissenschaftler ... Und Sie?«

»Ich arbeite an der minimalintensiven Verbesserung der Welt. Ich berate Unternehmen.«

»Wir wollten«, sagte ich, »die Welt auch mal verbessern, anno 68 und danach.«

»Offenbar war die andere Seite effizienter und erfolgreicher.«

Mir fehlten die Worte.

»Sie müssen übrigens nicht denken, dass Sie die nächsten Wochen mit uns an diesem Tisch verbringen müssen. Mit den zugewiesenen Plätzen nimmt man es hier nicht so genau.«

Als ich mit meinem Tablett wieder am Gruppentisch Platz genommen hatte, ließ die Küchenfee gerade eine Liste mit den angebotenen Menüs für das Mittagessen herumgehen. Ich kreuzte das Fischgericht an.

Die Küche, beteuerten Marja und Roswita übereinstimmend, sei hier ganz ausgezeichnet. Der Koch arbeite vorwiegend mit Gemüse, Obst und Angeboten aus der Region. Er verstehe sich aber auch auf die asiatische Küche und sei besonders kreativ, was die Desserts angehe.

»Nur von der deutschen Küche versteht er rein gar nix!«, protestierte mit bayerischem Dialekt der bullige Mann, der mit einem Teller voller Rührei und Schinkenspeck von der Theke kam und den Platz neben Roswita besetzte. Er hatte kurze, an den Schläfen leicht angegraute Haare, mattblaue Augen und einen mächtigen Brustkorb, über den sich ein graues Polohemd spannte. »Wenn er uns doch wenigstens einmal die Woche, statt Tofu mit Sojasprossen, eine richtige Schweinshaxen mit Sauerkraut und Bratkartoffeln gönnen tät.«

»Du solltest ihm dankbar sein« sagte Roswita, »dass er beim Kochen auch an deinen Cholesterinspiegel denkt.«

»Ja, ja, Fett gilt heutzutage als Inbegriff des Schlechten, Ekligen und Krankmachenden. Und wer eine gesunde Schwarte hat, der hat in der Gesellschaft der Magersüchtigen nichts zu lachen. Ich bin übrigens Viktor«, sagte er beiläufig in meine Richtung, indem er Mittel- und Zeigefinger zum Victoryzeichen spreizte, dann aber mit einer raschen Drehung der Hand den Daumen nach unten kehrte.

»Leider hält mein Name nicht, was er verspricht, sonst wär ich wohl nicht hier.«

»Wie du siehst«, sagte Oswald zu mir, »nehmen wir an diesem Tisch uns alle nicht zu ernst. Lachen ist bekanntlich die beste Medizin. Ist jedenfalls besser und gesünder als Antidepressiva. Oder wie unsere Cheftherapeutin, in zeitgemäßer Erweiterung der Bergpredigt, zu sagen pflegt: ›Selig sind die Ausgebrannten, denn sie haben endlich Zeit für die wirklich wichtigen Dinge.«

Der Humor dieses Sachsen gefiel mir. Ich war erleichtert, dass man mich an einen Tisch platziert hatte, an dem wohl gewisse Spannungen und Reizbarkeiten herrschten, jedoch keine Trübsal geblasen wurde.

## Die Therapeutin

Nach dem Frühstück nahm ich den Aufzug in den zweiten Stock. Während ich vor dem Büro der leitenden Therapeutin Doktor Klier wartete, überkam mich eine gewisse Unruhe, die sich mit einer Art von Scham verband. Es war schließlich das erste Mal, dass ich mich in eine psychosomatische Klinik begeben musste. Immer noch sträubte sich etwas in mir gegen die Vorstellung, dass ich, der eigentlich immer gesund gewesen und über eine hohe Leistungsmotivation und -fähigkeit verfügt hatte, nun für sechs Wochen krankgeschrieben war und wie ein psychisch Kranker behandelt werden sollte.

»Herr Fohrbeck.«

Ich hob den Blick. Aus der Tür gegenüber trat eine mittelgroße, etwas füllige Frau mit gescheiteltem schwarzen Haar.

»Ich bin Margarete Klier. Bitte kommen Sie rein.«

Mit seinen sonnengelben Tapeten, der mokkabraunen Ottomane mit der geschwungenen Lehne, dem alten Jugendstilvertiko mit dem geschnitzten Aufsatz und der Sitzecke gleich hinter der Tür wirkte der Raum eher wie ein Wohnzimmer denn wie ein Büro.

»Bitte nehmen Sie Platz.«

Ich setzte mich in einen Ledersessel, vor dem ein Keramiktisch mit zwei Konfektschalen stand, während die Therapeutin mir gegenüber in einem Ohrensessel Platz nahm. Sie mochte Ende fünfzig, Anfang sechzig sein und trug einen taubengrauen Wickelrock, eine schwarze Designerbluse mit weißen Blumenmustern, einen Seidenschal und schwarze Schnürstiefel. Ihr Outfit passte zu jener Mischung aus leicht matronenhafter Statur, intellektueller Ausstrahlung, die durch ihre hohe runde Stirn und die wachen Augen hinter der randlose Brille bekräftigt wurde, und einer gewissen Strenge, die wohl ihren schmalen Lippen und ihrer energischen Kinnlinie geschuldet war.

Frau Klier hob die Augen von der Krankenakte, die vor ihr auf dem Tisch lag. »Doktor Wieland hat mir viel von Ihnen und Ihrer Frau erzählt. ... Wie lange ist es jetzt her, dass sie starb?«

»Sieben Monate.«

Frau Klier sah mich mitfühlend an. »Da ist das Gefühl des Verlustes, der Einsamkeit besonders schlimm, nicht wahr? Die ersten Wochen und Monate haben sich noch die Angehörigen, Kinder und Freunde um einen gekümmert. Man war nicht allein, konnte seinen Schmerz mit anderen teilen. Aber danach geht das Leben wieder seinen normalen Gang, jeder hat zu tun. Nur für den, der seinen Lebenspartner verloren hat, ist nichts mehr wie vorher. Für ihn gibt es keine Normalität mehr.«

Ich staunte, wie treffend die Therapeutin meine Situation beschrieb, ohne mich doch zu kennen. *Keine Normalität mehr*. Genau das war es!

»Wie lange waren Sie mit Ihrer Frau zusammen?«

»Fast dreißig Jahre.« Diese Zahl kam mir jetzt, da ich sie aussprach, irgendwie unwirklich, ja geradezu mythisch vor. Ich konnte mir kaum vorstellen, dass es für mich jemals ein anderes Leben gegeben hatte, ein Leben vor Dorothea. Noch, dass es für mich ein Leben *nach* Dorothea geben könnte.

»Sie starb an einem Aneurysma ... Waren Sie dabei?«

»Ja.«

»Gab es keine Anzeichen, nichts, was darauf hindeutete?«

»Vor achtzehn Jahren hatte sie schon einmal ein Aneurysma, einen Blutsturz im Gehirn. Aber die OP verlief glücklich, und sie wurde vollständig geheilt. Das zweite Mal war es nicht mehr operabel. Es war ein Sekudentod.«

»Wie schrecklich für Sie, Welch ein Schock. Konnten Sie Ihren Schmerz und Ihre Trauer mit jemandem teilen?«

»Ja, vor allem mit Sonja, meiner Stieftochter. Und mit meiner Schwiegermutter. Sie ist dreiundneunzig. Sie stand am Bett ihrer einzigen Tochter und rief immer wieder fassungslos: ›Ach, mein Mäuschen, warum du – und nicht ich.««

Frau Klier zog die Schultern hoch, als ob ihr fröstelte. »Das ist das Schlimmste, was einer Mutter passieren kann: das eigene Kind zu überleben.« Ihr Blick ging unwillkürlich in Richtung Schreibtisch, wo ein Foto ihrer Familie mit ihren Kindern stand.

»Doktor Wieland sagte mir, Sie und Ihre Frau seien sehr glücklich miteinander gewesen.«

»Sie war mir alles, was eine Frau einem Mann sein kann.«

»Wie schön, dass Sie das sagen können. Doch umso größer der Schmerz.«

Ich musste an jenen Vers von Goethe denken, den Ansgar in den Tagen des großen Schmerzes mir einmal zitiert hatte: *Alles geben die Götter, die unendlichen/ Ihren Lieblingen ganz./ Alle Freuden, die unendlichen/ Alle Schmerzen/ die unendlichen, ganz*« – Ihren Lieblingen wohlgermerkt, hatte er tröstend hinzugefügt. Ich fühlte den Ansturm der Tränen hinter den Lidern.

»Möchten Sie darüber sprechen oder lieber nicht?«, fragte Frau Klier.

Es war ein Zustand, für den ich selbst jetzt noch kaum die richtigen Worte fand – ein Ausnahmezustand der Seele, der zwischen jähem Schmerz, Betäubung, Verlorenheit, Verzweiflung und dem Gefühl totaler Unwirklichkeit schwankte.

»So richtig fühlbar wurde mir meine plötzliche Verlassenheit erst, als alle abgereist waren und es wieder still im Hause war. Solange ich noch, gemeinsam mit Sonja und Andreas, mit der Ausrich-

tung der Trauerfeierlichkeiten beschäftigt war, solange die Stimmen der Kinder und Enkel das alte Fachwerkhaus erfüllten, drang der Schmerz nur gedämpft an mich heran.

Kaum aber waren sie alle fort, kam er zurück. Gebieterisch und unabweisbar stand er vor mir – kein Ausweichen, keine Ablenkung, kein Widerstand mehr möglich – und begehrte Einlass in mein gedrücktes Herz, es nunmehr ganz in Besitz nehmend.

Schlimm war das Erwachen am Morgen, wenn ich die leere Betthälfte neben mir wahrnahm. Meist schloss ich wieder die Augen und ließ mich in den Halbschlaf zurücksinken, hoffend auf einen gnädigen Traum, der bezeugte, dass sie noch lebte. Umso bitterer war das Erwachen danach.

Schließlich stand ich auf und ging hinunter ins Bad. Nahm meinen Frotteebademantel vom Türhaken, neben dem noch immer der ihre hing, die gleiche Ausgabe, nur zwei Nummern kleiner. Während ich die Stiege hinabstieg, wunderte ich mich, dass mir die Ärmel nur bis knapp über die Ellenbogen reichten: Wieder einmal war ich in ihren Bademantel geschlüpft. Ich hob den Arm und hielt meine Nase in die Achselhöhle des Mantels: Einen Hauch ihres Geruchs, ihres Schweißes glaubte ich noch wahrzunehmen. Oder war es nur noch mein eigener?

Ich betrat die kleine Küche, um mir einen Kaffee zu machen. Wie immer gab ich sechs Messlöffel Kaffee in den Filter und füllte den Tank bis zum vierten Strich mit Wasser aus der Evian-Flasche. Ich wollte gerade den Ein-Aus-Knopf drücken, als mir jäh bewusst wurde, dass ich ab jetzt nur noch die halbe Menge Wasser und Kaffee benötigte.

Ich konnte, ich wollte es einfach nicht wahrhaben, dass eine neue Zeitrechnung begonnen hatte, dass ich von jetzt an im Singular statt wie bisher im Plural würde leben und handeln müssen.

Was mich am meisten quälte, war die plötzliche Stille um mich herum. Wie ein verwaistes Kind lief ich durch Haus und Garten und rief immer wieder denselben Satz: ›Wo bist du, Liebste? Wenn ich nur wüsste, wo du jetzt bist!‹ Doch niemand antwortete mehr – außer dem gleichgültigen Säuseln des Windes und dem

monotonen Gurren des Taubenpaares, das im Geist der Kiefer nistete.

Mir war, als sei ich gefangen in einem leeren Raum mit schalldichten Wänden, als sei ihr Tod gleichbedeutend mit Isolationshaft für mich, Isolation für den Rest meines Lebens.

Um von dem Schweigen, das mich jeden Morgen aufs Neue umging, nicht völlig erdrückt zu werden, beschloss ich, den so plötzlich abgerissenen Dialog mit meiner Frau fortzusetzen, indem ich an sie schrieb – auch wenn es keine Anschrift mehr gab, an die ich meine Briefe adressieren konnte, war sie doch im wahrsten Sinne des Wortes *unbekannt verzogen*.«

»Und«, fragte Frau Klier bewegt, »schreiben Sie ihr noch immer?«

»Als ich Mitte Juni wieder meine Arbeit an der Universität aufnahm, habe ich damit aufgehört. Ich hatte einfach sehr viel zu tun, zumal just in diesen Monaten eine neue Sorge auf mir lastete und noch immer lastet: Die kulturwissenschaftliche Fakultät der Hochschule, an der ich seit vielen Jahren unterrichte und die ich mit aufgebaut habe, soll verkleinert werden, weil sie sich angeblich »nicht rechnet« und »zu wenig Drittmittel einfährt« – so der neue Rektor. Ich habe keinen Beamtenstatus, mein Vertrag wird alle zwei Jahre verlängert. Und da ich mir die Professur mit einer jüngeren Kollegin teile, steht auch mein Arbeitsplatz auf dem Spiel.«

»Auch das noch.« Frau Klier sah mich bekümmert an.

»Seit die Kürzungspläne bekannt wurden, ist ein Klima der Angst in die Fakultät eingezogen: Wen wird es treffen? Wie muss ich mich gegen die anderen Kollegen und Kolleginnen profilieren, damit es nicht mich trifft? Gleichzeitig wehrten wir uns. Verzweifelt suchten meine Mitarbeiter und ich nach Sponsoren zur Gewinnung von Drittmitteln, schrieben Anträge über Anträge, verfassten Memoranden und Eingaben an das Ministerium und, und, und ... Von alldem Stress war ich bald so erschöpft und gleichzeitig so überreizt, dass ich nachts stundenlang wach lag, weil das Mühlrad in meinem Kopf nicht mehr zur Ruhe kam.«

»Sie waren also wieder im Hamsterrad«, resümierte Frau Klier. »Wie heißt es so schön in den Sprüchen Salomonis: *Ein jegliches Ding*

*braucht seine Zeit.* Das gilt auch für das Trauern und Loslassen. Doch nicht einmal dafür nehmen wir uns die nötige Zeit. Bis der Körper die Notbremse zieht.«

In den ersten Wochen nach dem Tod meiner Frau hatte ich oft geweint und viel geschrieben – an sie und über sie. Doch als der Hochschulalltag wieder begann, schaltete ich meine Gefühle ab. Auch war es mir peinlich, vor den Kollegen und Studenten meinen Schmerz zu zeigen. Dafür war ich dann ständig verschnupft und musste mir während der Vorlesung und des Seminars die triefende Nase schnäuzen, als ob die Tränen, die ich nicht mehr weinen wollte oder konnte, sich einen anderen Kanal suchten. Oft verließ ich erst gegen 21 Uhr das Büro der Fachschaft, nur um nicht in unserem Haus, in dem Dorothea noch überall präsent war, allein zu sein.

»Und wie erging es Ihnen in den Semesterferien?«

»Da schrieb ich mein Buch zu Ende.«

»Wovon handelt es?«

»Von der Habgier und dem zentralen Paradox unserer Epoche: warum wir mittels neuer Technologien immer mehr Zeit einsparen und doch keine mehr haben.«

Frau Klier schürzte die Lippen. Es war ja auch nicht ohne Ironie, dass ich, der Kulturwissenschaftler, ein kritisches Buch über den Turbokapitalismus schrieb und doch, als es mich persönlich betraf, auch nicht vermochte, innezuhalten.

»Aber nachdem ich das Manuskript abgeliefert hatte, fiel ich in ein Loch. Auf einmal kam mir alles so sinnlos vor. Wozu noch Bücher schreiben? Wozu noch unterrichten? Wozu noch um den Erhalt der Fakultät und um meinen Arbeitsplatz kämpfen? Wenn der mir liebste und wichtigste Mensch, die Frau an meiner Seite, nicht mehr da war. Ich fiel in eine gefährliche Gleichgültigkeit, kam morgens nur noch schwer aus dem Bett, fühlte mich matt und antriebslos, verlor den Appetit, hatte an nichts mehr Freude. Dazu kamen Herzrhythmusstörungen. Mein Hausarzt diagnostizierte eine *Depression infolge von schwerem Lebensstress* und überwies mich, nachdem ich mich mit Ansgar abgesprochen, in diese Klinik.«

Frau Klier nickte. Nach einer Weile sagte sie: »Trauer ist Ablösung. Es ist die Ent-Bindung und schmerzhaftige Ablösung an den Stellen, an denen man zusammen gewachsen war, in Gefühlen, lieben Gewohnheiten und den Sicherheiten, die man vom anderen erwarten durfte. Lassen Sie los. Lassen Sie die Erinnerungen zu, die schönen wie die schmerzlichen! Weinen Sie, wenn Ihnen danach ist. Lachen Sie, wenn Ihnen danach ist. Tanzen Sie, wenn Ihnen danach ist. Und tun Sie alles, was Ihnen guttut und Freude bereitet ... Vielleicht wird es Ihnen auch guttun, wieder an Ihre Frau zu schreiben.«

Sie besprach dann mit mir den Therapieplan für die erste Woche. Doch müsse ich den Plan nicht sklavisch befolgen. Wenn ich allein sein oder lieber spazieren gehen wolle, dann solle ich das ruhig tun. Andererseits sei es gut, sich in einer Gemeinschaft zu bewegen, die manches auffangen könne und in der es viel Empathie gebe.

Ich verließ das Büro von Frau Klier mit einem guten Gefühl: Diese Frau war einfühlsam, klug, sehr klar und bestimmt in ihrer Art. Und ich mochte ihre wohltemperierte Altstimme, die mich ein wenig an ein Violoncello erinnerte.

## Auf der Klangliege

*17 Uhr: Klangmeditation bei Herrn Sommer* stand auf meinem Therapieplan.

Ich griff mir einen der bunten Regenschirme aus dem Halter vor der Eingangstür des *Hauses Sonne* und spannte ihn auf. Ein schmaler gewundener Kiesweg führte mich am *Haus Kristall* vorbei zu dem kleinen Pavillon am Rande des Kurparks.

»Ich bin Winfried. Willkommen in der Wiege der Klänge!«, empfing mich mit kräftigem Handschlag ein Mann in kurzärmeligem Sporthemd und weißer Leinenhose. Die weiche, geradezu sanfte Stimme des Therapeuten bildete einen erstaunlichen Kontrast zu seiner maskulinen Erscheinung: breite Schultern, musku-

löse Oberarme, kurzer, kräftiger Hals, auf dem ein runder braun gebrannter Schädel saß, den ein spärlicher schwarzer Haarkranz zierte.

Ob ich schon mal auf solch einem Ding gelegen habe? Winfried deutete auf die Klangliege in der Mitte des Raumes.

Ich verneinte.

Ob ich selbst ein Instrument spiele?

Ja, Querflöte.

Dann sei ich ja bestens vorbereitet für die Klangmeditation. Sie sei zwar nicht so populär wie Yoga, Qigong und andere Formen der Meditation, aber darum nicht weniger heilsam. Das Wissen über Musik als meditative und Heilkraft gehe auf den griechischen Philosophen Pythagoras zurück. Die Vibration der Töne durchdringe das Innere des menschlichen Körpers, der ja bekanntlich zu achtzig Prozent aus Wasser bestehe.

»Es ist, wie wenn man einen Stein in einen See wirft: Rund um die Stelle, da der Stein auf die Wasseroberfläche trifft, bilden sich konzentrische Kreise. So ähnlich wirken auch die Schwingungen der Töne, die sich in unserem Körper ausbreiten – von den Zehen bis zum Kopf.«

Winfried führte mich an die Klangliege heran, ein aus Edelhölzern bestehendes Bett, das auf einem schön gerundeten Holzgestell ruhte, und erklärte mir ihre Funktionsweise. An der Unterseite der Liege waren, an Stiften befestigt wie bei einer Zither, zehn Saiten gespannt – das sogenannte Monochord. Auf dem kleinen Perserteppich darunter befanden sich kupferfarbene Klangschalen verschiedener Größe und ganz besonderer Legierungen. An der Längsseite der Liege hingen an einem Gestänge Zimbeln und Aluminiumröhren verschiedener Stärke und Länge – das Glockenspiel.

»Mithilfe der Saitenklänge des Monochords«, sagte Winfried, »wirst du dich wie in einem Klangkokon eingebettet fühlen, dein Körper wird in Schwingung geraten, als ob du in einer Wiege liegst.«

Ich zog meine Schuhe aus und nahm auf der Liege Platz. Der

Therapeut hüllte mich in eine weiche flauschige Decke. Ich schloss die Augen.

Die Klangmeditation beginnt mit einem leisen tiefen Grundton, mehr ein Hall als ein Ton, der von ganz weit her zu kommen scheint, sich mal um winzige Nuancen steigert, dann wieder langsam abebbt. Manchmal klingt es wie ein fernes Summen oder Brummen, dann wie das Brandungsgeräusch eines weit entfernten Meeres, das eine ungemein beruhigende, beinahe einlullende Wirkung auf mich hat. Nach einer Weile kommen andere, hellere Töne dazu, lange nachhallende Glockentöne, die sich mit den Klängen des Monochords und dem Geräusch des Regens mischen, der auf das Dach des Pavillons prasselt. Bald glaube ich zu spüren, wie mein Körper in leichte Schwingung gerät, von bald tieferen, bald höheren Klangwellen umflutet, indes mein Geist auf Wanderschaft geht ...

Wie um mich zu ärgern, taucht plötzlich die dicke Hostess in ihrer grauen Uniform vor mir auf, die, all meine Erklärungen ignorierend, den Zettel mit dem Bußgeldbescheid ausfüllt, weil ich, noch am Tag vor meiner Abreise, zwei Minuten lang auf einem Behindertenparkplatz vor der Postbank gestanden habe. Dann sehe ich mich mit Dorothea inmitten eines Demonstrationzuges, der von behelmteten Polizisten mit Plastikschilden begleitet wird, über die abgesperrte Autobahn marschieren, in der Ferne blinkt der Tower des Frankfurter Flughafens, es ist so heiß, dass die T-Shirts wie nasse Lappen um unsere Schultern hängen, wir tragen Transparente mit globalisierungskritischen und Antikriegsparolen, während über unseren Köpfen die Polizeihubschrauber kreisen. Ein anschwellendes Dröhnen wie von Motoren: Plötzlich verwandelt sich die Skyline des Frankfurter Flughafens in die futuristischen Wolkenkratzer von Shanghai. In der Abenddämmerung spaziere ich mit Dorothea und den anderen Touristen über den Bund und bleibe bei einem chinesischen Straßenhändler hängen, der einen fantastischen Zaubertrick vorführt: Er greift kleine leuchtende Kugeln aus der Luft, die sich zwischen seinen Fingern auf wundersame Weise vermehren, dann steckt er sie sich nacheinander in den Mund, wo sie verschwin-

den und verglöhnen. Ich will dieses Kunststück unbedingt kaufen. Nach längerem Feilschen einige ich mich mit dem Händler schließlich auf einen Preis. In der Hand das Tütchen mit den erworbenen Zauberrequisiten, will ich wieder zu meiner Gruppe aufschließen. Doch sie scheint samt Dorothea in der unübersehbaren Menschenmenge verschwunden. Wie komme ich jetzt zurück ins Hotel? Und wie heißt es noch mal? Ich gerate in Panik, denn ich kann mich an den Namen dieses Hotels nicht mehr erinnern. Dann sehe ich mich, während unablässig Autos an mir vorbeirauschen, allein am Rande einer sechsspurigen Autobahn in einer kleinen Parkbucht stehen. Meine einzige Hoffnung ist, dass man mich hier, wo der Bus gehalten hat und alle ausgestiegen sind, auch wieder abholen wird. Ansonsten wäre ich verloren in dieser 23-Millionen-Metropole ... Da, endlich!, endlich!, kommt Dorothea mit dem chinesischen Reisebegleiter, der mich irgendwie an Winfried erinnert, die Treppe herunter. Ja, wo warst du denn die ganze Zeit? Wir haben dich gesucht! Ich renne auf sie zu, und meine Angst, diese uralte fürchterliche Angst, allein gelassen zu werden, weicht einer unsagbaren Erleichterung. Von einer langsam abebbenden Klangwelle getragen, drifte ich in einen wohligen Zustand tiefster Entspannung, fühle mich geborgen und wieder zu Hause ...

## Der Freund

Für den Abend war ich mit Ansgar verabredet, der mich in meinem Zimmer im *Haus Oase* abholte.

Ansgar drückte mich so fest an sich, dass mir für einen Moment fast die Luft wegblieb. Er überragte mich um einen halben Kopf und war von athletischer Statur. Für sein Alter hatte er noch erstaunlich volles, wenn auch leicht ergrautes Haar mit einer jugendlich wirkenden Tolle, die ihm wie eine Schillerlocke in die Stirn fiel. Ich war froh, den Freund in meiner Nähe zu wissen.

»Und ? Wie fühlst du dich hier?«

»Ganz gut.«

»Ich habe einen Tisch in einem Chinarestaurant reservieren lassen, es sind nur zehn Minuten von hier.«

Ich nahm meinen Mantel, dann verließen wir die Klinik.

Das Restaurant lag gleich am Anfang der Langen Gasse, neben dem Alten Spital. Im Vestibül des Restaurants empfing uns die fast lebensgroße vergoldete Statue eines sitzenden Buddhas, auf dessen Lippen ein zeitloses Lächeln lag. Der chinesische Kellner begrüßte uns mit einer dezenten Verbeugung und führte uns an den Tisch nahe der Fensterfront, in deren Scheiben sich die Lampions mit den roten Fransen in einer langen Flucht spiegelten.

Nachdem wir bestellt hatten, erzählte ich dem Freund, dass Dorothea mir zu meinem letzten Geburtstag einen Buddha geschenkt hatte. Einen erdfarbenen Buddha im Lotussitz, der jetzt auf dem Bücherbord im Dachstuhl unseres Hauses stand. »Es war ihr letztes Geschenk an mich.«

Ansgar sah mich erstaunt an. »Da habe ich ja das richtige Lokal gewählt.«

»Von unserer Chinareise im Jahr davor hat sie zwei gerahmte Bilder des Buddhas mitgebracht: den liegenden Buddha, der wunderbar entspannt aussieht und sehr weibliche Züge hat, und den lachenden Buddha, dessen Lachfalten gleichsam noch seinen schwangeren Bauch überziehen. Dabei sind wir nie Buddhisten gewesen.«

»Vielleicht ahnte sie«, sagte Ansgar, »dass sie bald sterben würde und dass du würdest lernen müssen, was der Buddhismus lehrt: Das Loslassen.«

»In letzter Zeit denke ich oft, dass sie es ahnte, auch wenn sie nie davon sprach. Um mich, die Kinder und ihre Mutter nicht zu beunruhigen. In den Wochen vor ihrem Tod hat sie für jedes der Kinder noch ein eigenes Fotoalbum mit alten Familien- und Kinderbildern zusammengestellt.«

»Wahrscheinlich haben Menschen, die sich schon einmal auf der anderen Seite befunden haben – wie sie damals nach ihrem ersten Aneurysma –, ein besonderes Gespür für solche Dinge.«

Der Kellner kam mit den Getränken und der Vorspeise, zwei Frühlingsrollen.

»Trinken wir auf Dorothea und den lachenden Buddha.«, sagte Ansgar, indes seine buschigen Brauen in Bewegung gerieten – eine mir sehr vertraute mimische Kuriosität, die immer dann einsetzte, wenn ihn etwas bewegte oder begeisterte.

Wir stießen an.

»Und wie geht es dir und Amelie?«

»Amelie lässt dich herzlich grüßen, sie wäre heute Abend gerne mitgekommen, ist aber gerade auf Fortbildung. Seit ich in der Phoenix-Klinik arbeite, haben wir endlich wieder Zeit füreinander. Und das tut unserer Beziehung gut.« Mit einem Seufzer der Erleichterung fügte Ansgar hinzu: »Du glaubst gar nicht, wie froh ich bin, nicht mehr in einer dieser medizinischen Mühlen arbeiten zu müssen. Damals hetzte ich rastlos durch die Gänge, stets die Augen auf Pieper oder Papiere gerichtet, um nicht den Blicken von Angehörigen zu begegnen oder den Anschein zu erwecken, ich sei ansprechbar. Hier habe ich endlich wieder Zeit für meine Patienten ... Apopos. Was macht dein Herz? Tanzt es immer noch aus der Reihe?«

»Ab und zu schon. Doch ansonsten ist es gesund, sagt mein Kardiologe. Er hat mir ein Herzmittel auf pflanzlicher Basis verschrieben, das weder Leber noch Niere belastet. Und empfahl mir viel Bewegung und gesunde Ernährung.«

»Nun, für beides ist ja hier gesorgt. Vielleicht würde dir auch Tanz- und Musiktherapie guttun? Du bist doch sehr musikalisch. Hast du deine Querflöte mitgebracht?«

»Ja. Samt den CDs fürs Play-back.«

»Na wunderbar. Wir haben einen schönen Musikraum hier – mit allem, was dazugehört. Ein-, zweimal die Woche kommt Frau Sander zu uns, eine Gesangs- und Tanztherapeutin.«

»Ich habe seit meiner Studentenzeit nicht mehr gesungen.«

»Aber das *Bella ciao*. haben wir zusammen gesungen. Was heißt gesungen? Geschmettert haben wir es in der *Dicken Wirtin*, dass der Tresen wackelte.« Ansgar ließ wieder seine buschigen Brauen tanzen.

»Ich singe lieber auf der Flöte.«

»Vielleicht überlegst du es dir noch, wenn du Frau Sander mal singen hörst. Sie hat eine geradezu überirdische Stimme. Im Haus wird sie *die Sirene* genannt.«

Jetzt endlich dämmerte mir, von wem der Freund sprach: Es musste dieselbe Frau sein, die ich am Abend meiner Ankunft in der Lobby am Klavier überrascht hatte. Sie hatte wirklich eine überirdische Stimme.

»Überhaupt«, fuhr Ansgar fort, »ist dies schon eine ganz besondere Klinik.«

Er portätierte kurz den Chef Doktor Wallerstein, einen Mann mit imponierender Biografie. Doktor Wallerstein habe nicht nur Medizin, Psychologie und Philosophie studiert, sondern auch viele Jahre in Indien und China gelebt, um die asiatischen Kulturen und Heilmethoden kennenzulernen. Nach seiner Rückkehr habe er dann, zusammen mit seiner Frau, diese Privatklinik gegründet und vorwiegend aus eigenen Mitteln finanziert und es nach langen Kämpfen schließlich durchgesetzt, dass einige der hier praktizierten alternativen Heilmethoden auch von den gesetzlichen Kassen anerkannt wurden ... Auch die leitende Therapeutin Frau Doktor Klier sei eine Frau von ungewöhnlichem Format. Wie Traumata, vor allem Kriegs- und Fluchttraumata, in die nächste und übernächste Generation weiterwirken – das sei ihr Spezialgebiet, über das sie auf internationalen Fachkongressen referiere.

»Ich habe schon ihre Bekanntschaft gemacht«, sagte ich. »Eine angenehme Frau.«

»Bei ihr bist du bestimmt in guten Händen ... Und doch. So gerne ich hier auch arbeite, ein Paradies ist es nicht gerade.«

»Warum? Was ist das Problem?«

»Unsere prekäre Finanzlage. Wir machen hier nämlich keinen Unterschied zwischen Kassen- und Privatpatienten. Aber nein« – Ansgar schüttelte so heftig den Kopf, dass seine Haartolle ihm in die Stirn fiel –, »das ist kein Thema für heute Abend. Wie steht es um die Fakultät?«

»Noch ist alles in der Schwebe. Der eigentliche Grund für den

drohenden Abbau der Fakultät sind vermutlich gar nicht die fehlenden Drittmittel, sondern dass sie eine Nische kritischer Gesellschaftswissenschaft geblieben ist und somit ein Hindernis auf dem Wege zur ›Exzellenz-Uni‹, die der ehrgeizige Rektor anstrebt. Nicht zufällig fing das Gerede ›Die Fakultät rechne sich nicht‹ erst an, als meine Mitarbeiter und ich das Konzeptwerk *Zeitwohlstand versus Wachstum* gegründet hatten, das von den Professoren der Wirtschaftswissenschaften heftig befehdet wird. Und es bekümmert mich natürlich, dass ich gerade jetzt ausfalle, da meine Anwesenheit in der Uni eigentlich dringend vonnöten wäre.«

»Das verstehe ich. Trotzdem, Fabian, so darfst du nicht denken.« Ansgar sah mich eindringlich an und fasste meine Hand. »Du hast deine Frau und Lebenspartnerin verloren. Fakultät hin, Fakultät her – du hast das verdammte Recht auf eine Auszeit. Auch dein Herz sagt dir das.«

Der Kellner brachte den Hauptgang: Lammfleisch mit Bohnen und Sojaspitzen und Pekingente in Mangosoße mit allerlei Gemüse.

Ich war unschlüssig, ob ich lieber zu Messer und Gabel oder zu den Esstäbchen greifen sollte, die neben meinem Teller lagen. Ich dachte an jene Szene in einem Pekinger Restaurant: wie ich mit Dorothea und den Mitreisenden an einem großen Drehtisch saß; wie geschickt sie mit den Esstäbchen den Reis, die Glasnudeln und die kleinen Tofustückchen fasste und vom Teller zum Munde führte, während ich und die meisten aus der deutschen Reisegruppe, nach kurzem ungeduldigen Hantieren mit den Stäbchen, wieder zum Gebrauch von Messer und Gabel zurückkehrten. »Ihr Verräter!«, rief uns Dorothea mit gespielter Entrüstung zu. Und alle hatten gelacht.

Nein, diesmal wollte ich nicht zu den Verrätern gehören, dachte ich und nahm die Stäbchen zwischen Daumen und Zeigefinger. Und nach anfänglichen Schwierigkeiten und Pannen ging es immer besser ...

Gegen 22 Uhr machten wir uns auf den Rückweg in die Klinik.

## Sonja

Kaum hatte ich mein Zimmer betreten, klingelte mein Handy. Es war Sonja.

»Hallo du Lieber! Wie geht es dir? Bist du gut untergebracht?«

»Ganz okay. Es ist alles da, was man zum Überleben braucht. Und das Bett so schmal, wie es sich für einen Einsiedler gehört.«

»Hast du einen Balkon?«

»Ja, der geht zum Garten hinaus, in dem eine Blutbuche steht. Du weißt ja, ich liebe Blutbuchen. Überhaupt ist das Ambiente hier sehr angenehm, hat nichts von der sterilen Atmosphäre einer Klinik. Ähneln eher einem Wellnesshotel mit leicht esoterischem Anstrich.«

»Wieso esoterisch?«

Ich erzählte Sonja von der Frau an der Rezeption und den wundersamen Wirkungen der Doppelpyramide.

Sonja lachte hell auf. »Das ist ja eine geniale Konservierungsmethode. Und ganz ohne Chemie. Statt eines Hometrainers werde ich mir von meinem Mann solch ein Ding zum Geburtstag wünschen. Und künftig das Hackfleisch statt in die Tiefkühltruhe unter die Pyramide legen. Und mich selbst gleich mit dazu. Um mein Haltbarkeitsdatum als Frau zu verlängern.«

Sonja hatte nicht nur den Humor und quecksilbrigen Witz ihrer Mutter, sie lachte auch genau wie diese. Ich liebte sie, als wäre sie meine eigene Tochter. Sie hatte es mir auch leicht gemacht, hatte sie mich doch nach der Scheidung ihrer Eltern von Anfang an als ihren neuen Vater angenommen. Auch wenn sie äußerlich wenig Gemeinsamkeiten mit ihrer Mutter hatte – sie war brünett, braunäugig, hatte einen dunkleren Teint und einen anderen Gesichtsschnitt –, so war sie ihr doch vom Wesen her sehr ähnlich. Ebenso herzlich, spontan und den Menschen zugewandt wie jene, mit rascher Auffassungsgabe, sicherer Intuition und großem Einfühlungsvermögen begabt.

Sonja wusste genau, wie mir zumute war, wenn ich jetzt von einer Reise zurückkam in mein nunmehr verwaistes Haus. Und ich konnte sicher sein, dass sie mich genau in diesen für mich beson-

ders schmerzvollen Stunden anrief. Auch wenn sie 600 Kilometer von Amorbach entfernt in Berlin lebte und mit Beruf und der großen Familie doppelt belastet war – sie arbeitete als Kinderärztin in einer Gemeinschaftspraxis und hatte selbst drei Kinder –, alle vier bis sechs Wochen kam sie, entweder allein oder mit ihrer jüngsten Tochter, mich und Gisela, ihre Großmutter, besuchen.

Durch Dorotheas Tod war mir Sonja noch nähergekommen; mit niemandem sonst konnte ich meine Trauer und meinen Schmerz so teilen wie mit ihr. Sie half mir nicht nur bei der Abwicklung des Schriftverkehrs mit Behörden, Ämtern und Versicherungen, sie erklärte mir nicht nur das Touch-Bedienfeld des neuen Küchenherdes und wie man sich mithilfe von Backpulver der Ameisenstraße erwehrte, die vom Garten in die Küche führte; sie weinte mit mir, wenn ich weinen musste, und lachte mit mir, wenn wir uns wechselseitig die gewitzten Mails vorlasen, die Dorothea noch in den letzten Wochen vor ihrem Tod an Freunde, Kinder und Enkel geschrieben hatte.

Dass Sonja mir geblieben war, empfand ich denn auch, bei allem Schmerz und aller Bitternis, als großes Geschenk.

## Zweites Kapitel

15. Oktober

*Erwachte in der Frühe von einem Alb: Unser Bello lief jaulend vor mir weg, er schien irgendwie verwundet, ich verfolgte ihn und schlug ihn mit einem Stock; blutend und winselnd lag er vor mir. Ich erwachte mit einem ganz schrecklichen Gefühl, als hätte ich unseren Hund erschlagen. Dabei ist er ja seit Langem tot.*

### Qigong

*Donnerstag, 8.30 Uhr: Qigong mit Frau Müller las ich auf meinem Therapieplan. Eigentlich war ich nicht in der Stimmung, mich noch vor dem Frühstück an einer Gruppenübung im Freien zu beteiligen, zumal ich eine unruhige Nacht verbracht hatte. Doch dann überwand ich mich, stand auf und schlüpfte, nach einer kurzen Dusche, in meinen Jogginganzug und meine Turnschuhe.*

*Kurz vor halb neun fand ich mich auf dem Rasenplatz vor dem Haus Sonne ein, wo sich etwa zwei Dutzend Patienten zum morgendlichen Qigong versammelt hatten. Es war kühl und recht windig, immer wieder schob sich eine graue Wolkendecke vor die Morgensonne, die so bleich aussah, dass man sie mit dem Mond verwechseln konnte. Aus Angst, ich könne mich bei dieser Übung, an der ich das erste Mal teilnahm, blamieren, stellte ich mich in die*

letzte Reihe, hinter eine Frau mit kurzen hennaroten Haaren, ausladendem Hinterteil und mächtigen Oberschenkeln, die in einer knielangen pinkfarbenen Mikrofaserhose steckten. Dazu trug sie Aerobic-Strümpfe und Wadenwärmer in grellen Farben, als ob sie es darauf angelegt hätte, noch in schwärzester Nacht durch ihre Signalfarben aufzufallen.

Die Übungsleiterin Frau Müller war eine zierliche Frau mit asiatischen Gesichtszügen und – kurioserweise – blonden Haaren. Sie trug einen weißen Trainingsanzug und begann, nachdem sie die Anwesenden begrüßt hatte, mit der *Ersten Übung der Harmonie*: Sie öffnete beide Arme, führte sie erst nach hinten und unten, sodann in einer halbkreisförmigen Bewegung langsam nach vorn zusammen und wieder zurück zur Brust, als ob sie eine große Schale umfassen und darin etwas sammeln würde. Dann kehrte sie die Handflächen nach innen und drückte das »Gesammelte« in mehrfacher Bewegung nach unten und von sich weg. Dazu sprach sie folgenden Text:

*Mit jedem Einatmen sammelst du das gute Qi. Mit jedem Ausatmen entspannt sich dein Körper mehr und mehr; alle negativen Einflüsse senkst du mit den Händen nach unten und leitest sie über die Fußsohlen in die Erde ab. Dabei fühlst du den Widerstand wie Dampf, wie Wolken, unter deinen Händen.*

Mit dieser Übung hatte ich meine Mühe, weil mir die Sicht auf die Übungsleiterin durch das vor mir kreisende wuchtige Hinterteil der Frau in den Papageienfarben verstellt wurde und ihr »gutes Qi« schon bald als Schweißausdünstung in meine Nase zog. Erst als ich mich einen Meter von ihr entfernt hatte, konnte ich mich auf den Bewegungsablauf dieser Übung konzentrieren. Nach der dritten Wiederholung hatte ich ihn so weit verinnerlicht, dass ich meinen eigenen Assoziationen folgen konnte: Ich stellte mir vor, dass ich in der imaginären Schale die guten und schönen Erinnerungen an meine Frau »sammeln« und die bitteren Gefühle des Allein- und Verlassenseins nach unten über meine Fußsohlen

in die Erde ableiten würde. Es folgte die *Zweite Übung der Harmonie*:

*Du stellst dir vor, einen Regenbogen oder einen riesengroßen bunten Ball in den Armen zu halten, du schwebst in einem heiteren Meer von Farben. Du kannst auch spüren, dass das Qi wie Honig durch die Arme von einer Hand zur anderen fließt. Du fühlst innere Ruhe, Glück und Heiterkeit.*

Linker Hand in der Reihe vor mir tänzelte Roswita im grauen Jogginganzug hin und her; mal mit hüpfenden, mal mit weit ausgreifenden Schritten und wiegenden Armbewegungen suchte sie den imaginären Ball zu jonglieren und in der Schwebelage zu halten. Ich wollte es ihr nachmachen, kam mir dabei aber ziemlich dämlich vor, verlor plötzlich die Balance und fiel auf den Rasen. Rasch rappelte ich mich wieder auf, fühlte mich an gewisse peinliche Situationen meiner Tanzstundenzeit erinnert. Obschon von Haus aus sehr musikalisch, schaffte ich es nur mit Mühe, die gebotenen Tanzschritte, ob beim Walzer oder beim Cha-Cha-Cha, auf die Reihe zu kriegen. Und da ich nicht gut führen konnte, hatte ich bei der Damenwahl meistens das Nachsehen ...

So gerieten auch jetzt, bei den schnelleren »Übungen der Harmonie«, meine Arme und Beine immer wieder aus dem Takt und verhedderten sich. Wie zum Trost fiel mir ein, dass selbst James Fixx, der Erfinder des »Joggens«, beim Laufen gestorben war.

Richtig ins Zeug aber legte ich mich bei der Übung *Die Faust stoßen*:

*Bei jedem Fauststoß setzt du deine ganze innere Kraft ein. Dein Atem, dein Blick, deine innere Sammlung werden eins, gerichtet im Stoß deiner Faust; Kinn, Schulter, Arm, Faust und imaginäres Ziel bilden eine Gerade.*

Diese Übung gelang mir auf Anhieb. Vielleicht weil sie meine Wut kanalisierte, die Wut, so plötzlich verlassen worden zu sein, und zu-

gleich den Wunsch ausdrückte, mich jetzt nicht unterkriegen zu lassen, mich zu wehren, auch wenn der Gedanke irgendwie lächerlich war, denn gegen den Tod kann man sich nicht wehren.

Nach der letzten Lockerungsübung, dem »Ausschütteln« aller Glieder und Gelenke, fühlte ich mich gleichwohl entspannt, meine Mattigkeit und Niedergeschlagenheit vom Morgen – ich staunte selbst darüber – waren einer besseren Stimmung gewichen.

## Die Ausreißerin

*Donnerstag, 10 Uhr: Gruppentherapie bei Doktor Wieland stand auf meinem Therapieplan.*

Die Sitzung fand im dritten Stock des *Hauses Sonne* statt. Am Aushang neben der Eingangstür informierte ein Flyer über die dabei geltenden Grundregeln und Gepflogenheiten. Regel Nummer eins: Außerhalb der Gruppe darf nicht darüber geredet werden, was innerhalb der Gruppe geschieht. Mit Erleichterung nahm ich Regel Nummer fünf zur Kenntnis: Es besteht keinerlei Zwang, sich mit seinem Problem vor der Gruppe zu outen.

Der Raum, in dem die Sitzungen stattfanden, war in denselben sonnengelben Farben gehalten wie die anderen Therapieräume. Durch die hohen Bogenfenster schaute man auf die Blutbuche, die neben der Edelstahlpyramide am Rande der Gartenanlage stand. Die Stühle für die zehn Teilnehmer, unter ihnen auch die Mitglieder meiner Tischgruppe, waren im Kreis angeordnet. Nach kurzem Zögern entschied ich mich dafür, den freien Platz neben Marja einzunehmen.

Nachdem Ansgar alle begrüßt hatte, stellte er mich als einen alten Freund von ihm vor. Dann überreichte er mir einen verschnürten schwarzsamtenen Beutel. Es sei, sagte er, ein alter Ritus der Gruppentherapie, dass jeder neue Teilnehmer von dem letzten, der die Gruppe verlassen hatte, ein symbolisches Geschenk erhalte. Und damit gleichsam dessen Nachfolge antrete.

Überrascht und ein wenig verlegen löste ich die Schlaufe des roten Bandes, mit dem das Säckchen verschnürt war, und förderte eine kleine grünstichige Eule aus Bronze zutage. Mit ihren pfenniggroßen Kulleraugen und hervortretenden Augäpfeln verkörperte sie ein Sinnbild der Wachsamkeit. Auch passte ihr schön gerundeter stilisierter Korpus mit dem angedeuteten Brustfedernkleid wunderbar in meine Hand.

»Die Eule der Minerva«, sagte ich spontan.

»Nein, das ist Hedwig!«, rief Roswita belustigt.

Alle lachten. Ich brauchte einen Moment, bis ich verstanden hatte, warum. Ich war ja auch nicht mit Harry Potter, sondern mit griechischen und germanischen Helden- und Göttersagen groß geworden.

»Na, passt doch«, sagte Ansgar. »Und was wünschst du dir von der Gruppe?«

Diese Frage hatte ich mir noch gar nicht gestellt. Es war ja das erste Mal, dass ich an einer Gruppentherapie teilnahm. Und so sagte ich nach kurzem Bedenken:

»Ich habe vor sieben Monaten meine Frau verloren. Und muss jetzt lernen, das für mich ungewohnte Alleinsein auszuhalten und mein Leben ohne sie zu gestalten. Was ich mir von der Gruppe wünsche? Einfach dabei sein und teilnehmen zu dürfen. Vielleicht erfahre ich dabei auch ein paar wichtige Dinge über mich selbst.«

Nach einer Einstimmungsrunde, in der jeder kurz sein Befinden mitteilte, welche Themen und Fragen ihn die letzten Tage beschäftigten, fragte Ansgar:

»Wer möchte heute von sich erzählen? Und vielleicht den Rat und Support der Gruppe für sich in Anspruch nehmen?«

Er schaute von einem zum anderen, doch keiner schien den Anfang machen zu wollen. Manche blickten ostentativ weg in Richtung Fenster, andere hielten die Augen gesenkt, um nur nicht dem Blick des Therapeuten zu begegnen.

»Roswita, du wolltest doch heute, oder nicht?«

Roswita, die einen gelben Kapuzenpullover trug, blickte Ansgar unsicher an. Zögernd begann sie zu erzählen: Sie stamme aus Neuruppin im Norden Brandenburgs und sei von Beruf Altenpflegerin. Sie habe drei Kinder und einen Mann, der seit Längerem arbeitslos sei und zu Depressionen neige, da er nur noch wenig zum Familieneinkommen beitragen könne. Ihre ständige Doppelbelastung durch den Beruf und die große Familie habe sie mit den Jahren erschöpft und so reizbar gemacht, dass sie eine extreme Geräuschempfindlichkeit entwickelt habe. Sie leide an häufigen Kopfschmerzen und chronischem Bluthochdruck, den sie durch regelmäßige Einnahme von Betablockern zu regulieren suche.

Schon gestern im Speisesaal war mir Roswitas schleppender Gang aufgefallen, der diese hübsche Frau um Jahre älter erscheinen ließ, als sie war.

»Im Sommer letzten Jahres« – auf einmal belebte sich ihre Miene« – »wurde im Seniorenheim eine neue Station eröffnet. Ein Modellprojekt, wie es hieß, das sich an den vier großen Ls einer menschenwürdigen Pflege orientiere: Laufen, Lernen, Lächeln und Liebe. Das halte die alten Leute fit und schützte Dopamin im Gehirn aus. Sie sollten nicht nur gemeinsam essen und Gymnastik machen, sondern auch gemeinsam singen, töpfern, basteln und nach Bedarf kulturelle Angebote erhalten ... Ich melde mich freiwillig zu diesem Modellprojekt. Schiebe Frühdienst von 8 Uhr 30 bis 15 Uhr. Die ersten Wochen laufen gut an: Ich bin nicht nur für die Grundpflege zuständig, ich organisiere gemeinsame Lese- und Vorlesestunden, gelegentlich auch Filmvorführungen mit anschließender Diskussion. Und staune, wie die Alten dabei aufleben. Wie dankbar sie sind, endlich auch mit geistiger und kultureller Kost versorgt zu werden und sich untereinander austauschen zu können, statt allein in ihren Zimmern vor der Glotze zu sitzen und vor sich hin zu dämmern ... Doch schon bald ist es mit dem »Modellprojekt« wieder vorbei. Da das Seniorenheim privatisiert worden ist und schnell profitabel werden soll, landen immer mehr alte und kranke Menschen auf der Station, ohne dass neues Personal eingestellt wird. Nicht lange und ich muss meine ganze Kraft und Zeit wieder der Grundpflege zu-

wenden, die Alten und Kranken füttern, waschen, windeln und ins Bett bringen. Die von mir ins Leben gerufenen und so beliebten kulturellen Meetings fallen dem zunehmendem Zeitdruck zum Opfer, dem ich nun wieder ausgesetzt bin. Da das Personal der vielen Neuzugänge nicht mehr Herr wird, bleibe ich jetzt auch an Wochenenden und Feiertagen auf der unterbesetzten Station. In drei Monaten häufe ich mehr als hundert Überstunden an.«

Roswita hielt inne und blickte sich unsicher um. Hört ihr mir denn auch zu?, schien ihre Miene zu fragen. Während Oswalds Augen unverwandt auf sie gerichtet waren, saß Viktor mit verschränkten Armen auf seinem Stuhl und döste, die Augen auf Halbmast, vor sich hin. Frau Aschmoneit, die nach der gestrigen Havarie einen neuen, cremefarbenen Trainingsanzug trug, wippte unruhig mit dem Bein, das sie über das andere geschlagen hat; ihre ganze Miene drückte Ungeduld aus.

»Auf der überfüllten Station«, fuhr Roswita fort, »ist bald die Hölle los. Ich werde Zeuge von Misshandlungen an Patienten. Sehe, wie man alte Menschen, die mit Medikamenten nicht zu beruhigen sind, an Händen und Beinen mit Gurten festbindet. Ich melde diese Missstände der Leitung des Altenheimes. Doch statt diese abzustellen und mehr Personal einzustellen, wird mein Arbeitsbereich noch vergrößert, das Team durchmischt und die Wohnbereiche im Haus von vier auf drei zusammengelegt. Jetzt muss ich über drei Etagen hetzen. Da meine Kolleginnen und ich völlig überfordert sind, wird bald auch die Grundpflege eingeschränkt, oft sind nur noch Teilwaschungen möglich, Nagelpflege und Rasieren entfallen immer häufiger, ebenso das Baden und regelmäßige Duschen der Heimbewohner. Auch bleibt keine Zeit mehr für die psychosoziale Betreuung, geschweige denn für eine gewissenhafte Pflegedokumentation ...«

Wieder hielt Roswita inne und zog sich die langen roten Haare wie einen Vorhang vors Gesicht. »Ach, ich weiß gar nicht«, sagte sie mit einem Schluchzer, während sie in ihrem Stuhl zusammensackte, »warum ich euch das alles erzähle. Denn eigentlich geht es ja um meine Familie.«

Ein längeres Schweigen trat ein. Ratlose und bedrückte Mienen, wohin ich auch blickte. Während Roswitas Erzählung hatte wohl manch einer hier einen Blick in die eigene mögliche Zukunft geworfen. Mit Sorge dachte ich an meine 93-jährige Schwiegermutter, für die Sonja und ich jetzt die Verantwortung trugen. Noch war sie zwar gut auf den Beinen und konnte sich einigermaßen selbst versorgen in ihrem Eigenheim. Aber wie lange noch?

Mit einem Ruck richtete sich Roswita wieder auf und wischte sich die Haare aus der Stirn. »Was mich noch mehr bedrückt als die Zustände im Altenheim: dass ich aufgrund der vielen Überstunden immer weniger Zeit für meine Familie habe.«

Roswitas 13-jährige Tochter Ronja leidet an Legasthenie und ADHS. Vergebens hat man ihr in der Schule den Status als »Integrationskind« zugewiesen, vergebens geht Roswita mit ihr zweimal die Woche zur Ergo- und Lerntherapie: Ronja sackt in ihren schulischen Leistungen immer mehr ab. Und lässt ihre Frustration an ihren Mitschülerinnen und ihren jüngeren Geschwistern aus. Mit ihren aggressiven Ausbrüchen terrorisiert sie die ganze Familie. Die Eltern wissen bald nicht mehr, wie sie mit Ronja umgehen sollen. Und Roswita hat immer größere Mühe, ihrer cholerischen Tochter nicht mit Ablehnung zu begegnen.

»Eines Tages – ich bin gerade auf der Station – erhalte ich von der Sekretärin der Schule, auf die Ronja geht, einen Anruf. Ich möge bitte am nächsten Freitag zur Schulkonferenz kommen, bei der es um das weitere Schicksal meiner Tochter geht. Ihr drohe der endgültige Schulverweis ... Ich bin wie betäubt von dieser Nachricht. Plötzlich nehme ich alles um mich herum nur noch wie durch einen Nebel wahr: den langen Korridor mit den gelben Läufern, die an mir vorbeiziehenden Rollwagen, auf denen sich das Frühstücksgeschirr und die abgezogene Bettwäsche stapeln, die Kolleginnen, die die Rollstühle mit den Alten schieben – alles um mich herum verschwimmt, wird irgendwie unwirklich. Wie in Trance gehe ich in mein Büro, packe meine Sachen zusammen, steige, ohne mich abzumelden, in den Fahrstuhl, fahre nach oben zum Parkdeck, setze mich in meinen Fiat Punto, fahre die Serpentina hinunter bis zum

Ausgang. Biege in die Hauptstraße ein, fädle mich auf den Zubringer zur A 19 ein, fahre immer weiter und weiter, ich weiß nicht, wohin, ich weiß nur eines: dass ich fort will, möglichst weit fort. DAHIN, WO NIEMAND MEHR ETWAS VON MIR WILL!!! Dieser Satz mit drei Ausrufezeichen steht wie eine Leuchtschrift vor meinem inneren Auge, ja ich spreche ihn laut vor mich hin, immer wieder, wiederhole ihn wie ein Mantra, von dem mein Leben abhängt: DAHIN, WO NIEMAND MEHR ETWAS VON MIR WILL: Weder die nörgelnden Alten und Dementen auf der Station noch meine gleichfalls überlasteten Kolleginnen, weder die herrische Managerin des Altenheimes noch deren dienstbare Geister und Kontrolleure, die meine Tätigkeiten ständig messen und evaluieren; weder mein Mann, der sich seit Wochen von mir vernachlässigt fühlt, weil ich abends zu müde bin, um noch mit ihm Sex haben zu wollen, noch meine eigenen Kinder, die ständig »Mama! Mama!« kreischen – und schon gar nicht meine Tochter mit ihren wahnsinnigen Wutausbrüchen, die ich manchmal an die Wand klatschen möchte ... Ja, ich weiß, das darf eine Mutter nicht sagen. Aber ich sage, wie ich es fühle.«

Roswita strich sich die Haare aus dem Gesicht und schaute mit glühenden Wangen in die Runde, ob sie nicht etwa missbilligende Blicke oder Kommentare ernte. Aber dies war nicht der Fall. Vielmehr hörten ihr alle gespannt zu.

»Ich weiß nicht, ob ihr euch vorstellen könnt, wie erleichtert ich mich fühlte, während ich mit 140 über die Autobahn rauschte, einfach so ins Blaue hinein – ohne irgendein Ziel. Während der Fahrt hörte ich meine Lieblings-CDs, *The Clash* und die *Sex-Pistols*, und sang laut mit: *Should I stay or should I go*. Und: *God save the queen and her fucking regime* ... Mich überkam ein unbeschreibliches Gefühl von Freiheit. Ich fühlte mich wie in der Zeit vor meiner Ehe, als ich mit meinen Freundinnen im Sommer die Elbe und Oder entlangradelte – mit meinem superschnellen Tourenrad. So frei wie zur Zeit meiner Ausbildung, da ich mit meiner Punkband in den Klubs auftrat und jede zweite Nacht unterwegs war ... Als das erste Kind kam, war es mit der Band und den langen Nächten

vorbei. Und als das dritte Kind kam, war es auch mit den Radtourern vorbei ... Irgendwann am späten Nachmittag fuhr ich von der Autobahn ab, eine Landstraße entlang, abwechselnd Kiefernwälder und bräunliche Stoppelfelder, verschlafene Dörfer und abgelegene Gehöfte, bis ich in ein Städtchen kam, weiß gar nicht mehr, wie es hieß, mit schönen Fachwerkhäusern rund um den Marktplatz. Ich suchte mir ein Hotel, und nachdem ich eingeecheckt hatte, bestellte ich mir das teuerste Menü auf der Karte: Zanderfilet mit gedünsteten Pfifferlingen und Williamsbirne – ich hatte ja fast den ganzen Tag nichts gegessen. Dazu eine Flasche exquisiten französischen Weißweins. Die trank ich auch aus. Davon wurde ich so müde, dass ich mich erst mal hinlegen musste. Gegen 23 Uhr wachte ich auf, vom Marktplatz drang laute Discomusik herüber. Ich stand auf, nahm ein Duschbad und wusch mir die Haare, schminkte mir die Lippen und tuschte meine Wimpern. Dann ging ich rüber zur Disco, eine umgebaute Scheune, und tanzte bis zum frühen Morgen durch – mit Männern, die wohl meine Söhne hätten sein können – und fand es herrlich, einfach herrlich! Seit Jahren war ich nicht mehr tanzen gegangen. Endlich fühlte ich mich wieder als Frau.«

Roswita straffte ihren Oberkörper und legte die Hände an die Hüften, als ob sie gleich zum Tango ansetzen würde. Ihrer Haltung und ihren leuchtenden Augen sah man an, welche Energie der plötzliche Entschluss, ihrem alten Leben zu entfliehen, in ihr freigesetzt hatte ... Vielleicht, schoss es mir durch den Kopf, sollte ich doch hier in die Tanztherapie gehen.

»Als ich am nächsten Tag in meinem Hotelbett erwachte«, fuhr Roswita fort, »war es etwa zwei Uhr am Nachmittag. Ich hatte, wohl von den vielen Drinks, furchtbare Kopfschmerzen und Schwindelgefühle. Als ich aufstand, wankte der Boden unter meinen Füßen. Nur mühsam schaffte ich es ins Bad. Unter der Dusche fiel mir plötzlich ein, was ich getan hatte: dass ich ausgerissen, einfach abgehauen war, ohne mich auf der Station abzumelden, und was viel schlimmer war: ohne meinem Mann und den Kindern Bescheid zu geben. Ich stürzte aus der Dusche und kramte mein Handy aus der Handtasche. Doch

das gab keinen Piep von sich, der Akku war leer. Ich griff zum Zimmertelefon, fand aber die richtige Taste nicht. Ich zog mir eilig was über, rannte die paar Stufen hinab zur Lobby. Plötzlich begann sich alles um mich herum zu drehen, mein Herz raste, ich wankte und fiel ... Was dann geschah, weiß ich nicht mehr. Als ich wieder zu mir kam, fand ich mich in einem Klinikbett wieder, blickte erst auf einen Katheter, der in meiner Armvene steckte, und dann in das besorgte und vorwurfsvolle Gesicht meines Mannes. Da kam mir allmählich die Erinnerung zurück – und zu Bewusstsein, was ich getan hatte: Ich hatte meine Familie verlassen wollen.«

Mit einem tiefen Seufzer ließ sich Roswita in ihren Stuhl zurückfallen. Schließlich zog sie ein Taschentuch aus ihrer Kapuzenjacke und wischte sich über die Augen.

Ansgar blickte in die Runde: ob jemand Fragen an Roswita habe oder ihr vielleicht etwas vorschlagen möchte?

Keiner wollte den Anfang machen. Schließlich wandte sich Frau Aschmoneit an Roswita: »Ich habe mich die ganze Zeit gefragt: Wie lässt sich der berufliche und familiäre Dauerstress, unter dem du stehst, vermindern? Ich sehe da im Prinzip drei Stellschrauben. Die erste: Du gehst auf Teilzeit oder suchst dir einen anderen Job. Die zweite: Du gibst deine Tochter Ronja in ein Internat oder eine Sonderschuleinrichtung mit ganztägiger Betreuung. Die dritte: Du trennst dich von deinem Mann.«

Wow, drei Dartpfeile mitten ins Herz! Fassungslos, mit offenem Mund starrte Roswita die Ratgeberin an. Ihre Vorschläge, dachte ich, waren zwar schroff, vielleicht gefühllos, doch im Prinzip hatte sie recht. Ein betretenes Schweigen trat ein. Warum, fragte ich mich, sagt Ansgar denn nichts?

Endlich tat er es. Er könne, wandte er sich an Roswita, wie wohl alle hier, sehr gut nachvollziehen, was sie dazu gebracht habe, ihrem alten Leben zu entfliehen. Doch solle sie ihr Tun jetzt nicht moralisch bewerten. Statt sich selbst für ihren Ausreißertrip zu verurteilen, solle sie lieber die Botschaft ernst nehmen, die dieser ihr offenbare: dass sie, wohl ein Leben lang gewohnt und darauf trainiert, sich immer um andere zu kümmern – um die alten Leute im Heim,

um ihren Mann, um die Kinder –, sich endlich einmal um sich selbst kümmern, ihre eigenen Bedürfnisse und Wünsche ernst nehmen, mit einem Wort: ihre *Selbstliebe* entwickeln.

Augenblicklich löste sich Roswitas Gesicht aus der Erstarrung, sie nickte zustimmend.

»Ich vermute mal«, wandte sich nun Marja an sie, »dass jedes deiner drei Kinder ein eigenes Zimmer hat. Nur die Mutter hat keines, in das sie sich auch mal zurückziehen kann.«

»Ich teile mir ein Zimmer mit meinem Mann. Wie soll es denn auch anders gehen in einer Vierzimmerwohnung?«

»Ich vermute ferner«, fuhr Marja mit feinem Lächeln fort, »dass dein Mann sich höchstens an ein oder zwei Nachmittagen die Woche um die Kinder kümmert, während die Mutter, obschon genug gestresst durch ihren Beruf, die restlichen fünf Tage für die Kinder da zu sein hat.«

»Mein Mann kümmert sich schon, er ist ein guter Vater, aber ... na ja, es stimmt schon, die meiste Zeit habe ich mit ihnen zu tun.«

»Treibt dein Mann Sport?«, fragte Marja weiter.

Roswita nickte.

»Ich möchte wetten, dass er auf seinen Sport nicht verzichtet, während das einst so geliebte Rennrad der Mutter seit Jahren unbenutzt im Keller steht und vor sich hin rostet.«

»Stimmt.«

»Wie bekannt mir das alles vorkommt«, rief Marja, fast ein wenig belustigt. »Ich habe auch Kinder. Und habe ein halbes Leben gebraucht, bis ich gelernt habe, mich von ihren Ansprüchen und denen meines Mannes abzugrenzen.«

»Und warum«, fragte die Frau mit den hennaroten Stoppelhaaren, »reduzierst du eigentlich nicht auf eine Zweidrittel- oder halbe Stelle? Dann soll dein Mann eben Taxi fahren, wenn er sonst keine Arbeit findet.«

»Und was deine alte Leidenschaft, die Punkband, betrifft«, schaltete sich nun Oswald ein, »hol deine E-Gitarre wieder aus dem Schrank. Ich bring meinen Bass mit. Und dann geht das hier mal so richtig ab, dass die Vitrinen und die Wände wackeln. Aus der Burn-

out-Klinik machen wir einen richtig geilen Musikschuppen, bis alle um Mitternacht rufen: Burn, burn, baby, burn!«

Oswald feixte über das ganze Gesicht. Und alle mussten über seine ebenso drollige wie frivole Vision lachen.

Beim Mittagessen wurde noch lange über Roswitas Geschichte gesprochen. Ihr Ausreißertrip hatte entsprechende Fantasien ausgelöst.

»Was glaubst du, wie oft ich schon davon geträumt habe, dem Schuldienst einfach den Rücken zu kehren und auf einer Kunsthochschule noch mal von vorne anzufangen«, sagte die Frau mit den hennaroten Haaren. »Aber leider bin ich nicht so mutig wie du.«

»Ja«, sagte Frau Aschmoneit mit einem Hauch von Melancholie, »wer hätte nicht gerne etwas anderes aus seinem Leben gemacht ... Mein Vater war Flugzeugingenieur, und schon als Mädchen träumte ich davon, Pilotin zu werden. Aber leider ist das ein reiner Männerberuf.«

»Mal ehrlich, Simone«, sagte Viktor, der gerade die Putenbrust auf seinem Teller zerteilte, »würdest du in einem Flieger sitzen wollen, wenn du weißt, im Cockpit sitzt eine Frau und hat ihre Tage?«

»Der Mann hat auch seine Tage«, gab Frau Aschmoneit zurück, »nur fällt es bei ihm weniger auf.«

Alles lachte. Dann wandte sich das Gespräch der skandalösen Situation der Altenpflege im reichsten Land Europas zu.

Altenpflege, meinte Viktor, sei sowieso ein aussterbender Beruf und werde, wie jetzt schon in Japan, bald von Robotern ausgeübt werden. Und indem er eine blecherne Roboterstimme imitierte: »Guten Morgen, Marja. Hast du gut geschlafen? Wir haben schon deinen Blutdruck und deinen Blutzucker gemessen. Dein Stuhlgang ist leider suboptimal.«

»Und das findest du sexy – von Robotern geweckt und betüttelt zu werden?«, entrüstete sich Marja.

»Warum denn nicht? Wenn sie dich gut behandeln und dir deine Fragen höflich beantworten. In zehn, zwanzig Jahren wird die künst-

liche Intelligenz die unsrige weit übertroffen haben. Der Homo sapiens ist sowieso ein Auslaufmodell.«

Er glaube, sagte Oswald, auch das Problem der Altenpflege und der Überalterung unserer Gesellschaft werde bald durch *Outsourcing* gelöst: indem die pflegebedürftigen Alten der reichen Länder nach Afrika, Thailand oder Sri Lanka ausgeflogen werden, wo sie dann von spottbilligen Einheimischen gefüttert, gewaschen und gewandelt werden.

»Ist schon längst der Fall«, sagte Ansgar, der gerade mit seinem vollen Teller an unseren Tisch kam.

## Thaimassage

Eine blonde Frau mit asiatischem Gesichtsschnitt und Mandelaugen, die Müller hieß? Auf der orangen Gummimatte hockend, fragte ich mich, wie dieses ungewöhnliche Phänomen wohl zustande gekommen war. Oder hatte die zierliche Frau, die mir im Yogasitz gegenüber saß, ihre Haare gefärbt? Sie trug ein weißes Leinenhemd und eine weiße Hose und erklärte mir in völlig akzentfreiem Deutsch das besondere Prinzip der Thaimassage: Es handle sich um eine Ganzkörpermassage, bei der von den Füßen aufwärts jeder einzelne Muskel, jede Sehne massiert werde, sodass die gestaute Energie wieder fließen könne.

Wo sie gelernt habe, so gut Deutsch zu sprechen?, fragte ich.

Sie sei in Deutschland geboren und zur Schule gegangen, antwortete sie. Ihr Vater stamme aus China. In den Siebzigerjahren sei er vor Maos Kulturrevolution geflohen, habe in Deutschland Asyl beantragt und erhalten. Und schließlich eine Deutsche geheiratet. Dass sie von ihrer Mutter nur die blonden Haare geerbt habe, alles andere aber von ihrem chinesischen Vater, ärgere diese noch heute. Zum Ausgleich sollte sie wenigstens den Familiennamen ihrer Mutter tragen, statt auch noch Li Han-Hong zu heißen.

Vielleicht, sagte ich, kündige das dominante Genom ihres Vaters ja die kommende Weltmacht China an. Lachend entblöbte Frau

Müller zwei makellose weiße Zahnreihen, die vielleicht dem Geschlecht der Ming-Dynastie entstammten.

Nachdem ich mich meiner Jogginghose und des Sweatshirts entledigt hatte, legte ich mich rücklings auf die Matte.

Bei einer leisen meditativen Musik rieb Frau Müller meine Beine und Füße mit Öl ein. Dann begann sie mit der Massage. Erst knetete sie in langsamen, rhythmischen Bewegungen meine Fußsohlen und Knöchel, sogar jeden einzelnen Zeh – was ich als sehr angenehm empfand, noch nie hatten meine Füße so viel Zuwendung erfahren. Dann widmete sie sich meinen Waden und Beinmuskeln, meinem Knie, der Kniekehle und meinen Oberschenkeln.

Nachdem ich mich auf den Bauch gedreht, arbeiteten sich ihre Hände langsam durch meinen Rücken – bis hoch zum Hals-und-Nacken-Bereich. Fest musste sie hier kneten und drücken, weil meine Muskeln ihr so viel Widerstand boten. Mein Nacken und die Muskeln der rechten Schulter seien sehr verspannt, sagte sie. Das sei typisch bei Menschen, die viel mit dem Kopf arbeiten, das heißt, ihre linke Gehirnhälfte auf Kosten der rechten zu strapazieren pflegen.

Was man dagegen tun könne?, fragte ich.

Weniger denken und grübeln. Stattdessen mehr Bewegung und Kontemplation. Doch leider sei das Kontemplative fast gänzlich aus der westlichen Kultur verschwunden.

Ich versuchte, meine Gedanken abzuschalten und mich nur auf jenes angenehme, manchmal auch leicht schmerzende Gefühl zu konzentrieren, das die warmen knetenden Hände auf meinem Körper hinterließen. Doch es wollte mir nicht gelingen, immer kamen mir irgendwelche Gedanken dazwischen ...

Nach der vierzigminütigen Massage fühlte ich mich entspannt, ja ich glaubte, das Fließen des Blutes in meinen Adern, dieses langsame Strömen, deutlich zu spüren. Und mein Herz ging ruhig und regelmäßig.

Ich fragte Frau Müller, ob eine solch lange Massage für Sie nicht furchtbar anstrengend sei? Nein, sagte sie, sie füge ja nicht nur meinem Körper ihre Energie zu, es ströme ja auch von mir wieder

Energie zu ihr zurück. Es sei ein Austausch. Darum sei es für sie auch nicht anstrengend.

Eine sehr sympathische Sichtweise, fand ich. Nicht zufällig gehörte das Handauflegen zu den ältesten Heilmethoden der Menschheit. Ich fragte Frau Müller, ob eine ähnliche Philosophie auch hinter den Qigongübungen stehe, an denen ich mich heute Morgen das erste Mal beteiligt hatte.

Ja, sagte sie, das Qigong sei eine tausend Jahre alte Meditations- und Heilmethode der chinesischen Medizin. »Qi« stehe für das gesamte energetische Potenzial des Menschen. Der freie Fluss des Qi, der Lebensenergie, werde als Bedingung für Gesundheit angesehen. »Gong« als chinesischer Begriff bedeute Arbeit. Somit könne man Qigong übersetzen als »stete Arbeit am Qi«. Es gehe darum, die Lebenskraft zu nutzen, zu entwickeln und mit drei Mitteln zu stärken: Erstes durch die verschiedenen Haltungen und Bewegungen des Körpers, insbesondere durch die Basisbewegungen Steigen – Sinken und Öffnen – Schließen. Zweitens durch die Atmung. Und drittens durch die Vorstellungskraft. Die chinesische Medizin gehe davon aus, dass der Körper den Geist beziehungsweise die Vorstellungskraft ebenso beeinflusse wie diese umgekehrt den Körper. Das unterscheide sie grundlegend von der westlichen Medizin, die ganz stark vom abendländischen Leib-Seele-Dualismus geprägt sei, übrigens auch die klassische Psychotherapie, die vorwiegend kognitiv und analytisch sei. Die Sprache sei das Medium der Psychotherapie, und der Körper bleibe außen vor. Ob ich den letzten Vortrag des Chefs gehört habe?

Ich verneinte.

Sein Vortrag habe genau dieses Thema behandelt.

Ich dankte Frau Müller für ihre erhellenden Erklärungen und für die »Wohltat ihrer Hände«. Sie lächelte.

## Vom Glück und alten Kinderwünschen

Am nächsten Tag um 11 Uhr fand ich mich wieder im Büro von Frau Doktor Klier ein.

Statt der Designerbluse mit dem schwarz-weißen Margeritenmuster trug sie diesmal einen eher gemütlich weiten grau melierten Rollkragenpullover – es war ja auch etwas kühler geworden – und dazu passende Schnürstiefel.

Nachdem sie in dem großen Ohrensessel mir gegenüber Platz genommen hatte – auf dem Tisch stand wieder eine Schale mit Konfekt –, sagte sie mit einem entschuldigenden Lächeln, als handle es sich hierbei um eine Indiskretion: Sie habe gestern mal in meiner Homepage geblättert und mit Erstaunen gelesen, dass ich über Karl Marx und Sigmund Freud promoviert habe. »Eine sehr ungewöhnliche Kombination.«

Es überraschte mich, dass sich meine Therapeutin für meine Doktorarbeit interessierte.

Ich habe, fuhr sie fort, ein sehr schönes Motto beziehungsweise Freud-Zitat für meine Doktorarbeit gewählt. Sie sah kurz auf den Notizblock, der vor ihr auf dem Tisch lag: *Glück ist die nachträgliche Erfüllung eines prähistorischen Wunsches, eines Kinderwunsches. Darum macht Reichtum so wenig glücklich. Geld war kein Kinderwunsch.* – »Gehe ich richtig in der Annahme, dass dieses auf Ihrer Homepage so hervorgehobene Zitat auch für Sie persönlich und für die Beziehung zu Ihrer Frau von Bedeutung, ja geradezu ein Schlüsselzitat ist?«

»An diesem Zitat über das Glück haben wir einander intuitiv erkannt – an jenem Abend vor fast 30 Jahren, als wir uns das erste Mal begegneten.«

»Erzählen Sie, wenn Sie möchten.«

»Ich arbeitete damals als Schauspieldramaturg und Hausautor an einem hessischen Staatstheater und zeichnete verantwortlich für eine von mir geschriebene Bühnencollage mit fetzigen Songs zum Thema Berufsverbot. Das ständig ausverkaufte Stück löste einen Theaterskandal aus – es war die Zeit des sogenannten Radikalen-

erlasses – und trug mir seitens der konservativen Presse den Ruf des ›roten Dramaturgen‹ und die persönliche Feindschaft des für die Kultur zuständigen Stadtrates ein.

Nach der Aufführung ging ich mit Benno, dem Regisseur des Stücks, in den Rathauskeller. Bennos Frau saß mit einer blonden Schönheit, die einen weißen Jeansoverall trug, am Tresen. Benno stellte uns einander vor.

Was mir auf den ersten Blick gefiel: ihre warmen, leuchtend blauen Augen, die feinen Grübchen in ihren Mundwinkeln, der schöne Lippenbogen und die weiche Rundung ihres Kinns. Vor allem aber ihr dunkles ansteckendes Lachen, in dem so etwas Großzügiges, Sichverströmendes lag.

Um die blonde Bellezza mit dem hübschen Pony zu beeindrucken, ließ ich im weiteren Fortgang des Abends meine intellektuellen Muskeln spielen und im Schnelldurchgang meine literarische und philosophische Bildung (und Einbildung) mit entsprechenden Rekursen auf die damaligen geistigen Referenzgrößen Marx und Marcuse, Freud und Adorno Revue passieren. Dabei stellte ich erstaunt fest, dass sie für jeden meiner intellektuellen Eröffnungszüge sogleich eine passende Antwort parat hatte – und dies tat sie noch dazu mit einer spielerischen Leichtigkeit und einem wissen-den Lächeln, als durchschaue sie mein routiniertes Selbstdarstellungs-und-Anmach-Programm und als amüsiere es sie gleichzeitig, dass ich dergleichen nötig hatte. Geradezu perplex aber war ich, als sie mir besagtes Zitat von Sigmund Freud gleichsam aus dem Munde stahl.«

»Vielleicht«, sagte Frau Klier, »hatten Sie ja schon an diesem ersten Abend die Ahnung, dass Dorothea die Frau sein würde, bei der Ihre ›prähistorischen‹, Ihre Kinderwünsche in Erfüllung gehen würden. Wie alt waren Sie, als Ihre Mutter starb?«

»Fünf«.

»Haben Sie nach dem Tod Ihrer Frau manchmal an diesen ersten einschneidenden Verlust in Ihrem Leben gedacht?«

»Kaum. Ich habe nur sehr wenige verschwommene Erinnerungen an meine Mutter.«

»Bitte, erzählen Sie weiter.«

»Nach Mitternacht war ich mit Dorothea in eine Szenekneipe der Altstadt weitergezogen, in der die hiesigen Künstler, Schauspieler und Nachtschwärmer verkehrten. Wir saßen tête-à-tête an einem Zweiertisch, umhüllt vom Qualm ihrer Marlboro und den Rauchwölkchen, die aus meiner Pfeife stiegen. Da wir einander so viel zu sagen hatten, bestellten wir noch einen und noch einen Schoppen. Über dem vielen Reden vergaß ich, meine Pfeife nachzustopfen, sodass sie immer wieder ausging und ich sie erneut anzünden musste – ein unfreiwilliger Running Gag, über den wir beide lachen mussten.

Bald kamen wir auf sehr persönliche Themen zu sprechen. Dorothea hatte sich unter schwierigsten und widrigsten Umständen von einem Mann getrennt, von dem sie zwei Kinder hatte und der sie mit allen Mitteln zu halten suchte. Ihr war bewusst, dass sie nur dann von ihm loskommen würde, wenn sie finanziell auf eigenen Füßen stehen würde. Und so nahm sie ihre – nach dem zweiten Kind unterbrochene – Berufsausbildung als Grundschullehrerin wieder auf und holte, just in den Zeiten der schwersten Ehekrise, das Referendariat und zweite Staatsexamen nach. Um ihrem Mann keine Gelegenheit zu geben, die Beziehung mit ihr via endloser Gerichtsverfahren fortzusetzen, verzichtete sie auf die ihr rechtlich zustehende Hälfte am gemeinsam gebauten Haus. Ruhe vor ihm zu haben, war ihr wichtiger, als auf ihrem Recht und Besitzanspruch zu bestehen.

Was mich besonders beeindruckte: dass sie die harten Jahre des Ehekrieges ohne Bitterkeit und Hass überstanden hatte. Obwohl der dreizehn Jahre ältere Ehemann ihr keine Drohung und keine Demütigung erspart hatte, brachte sie für ihn und seine traumatischen Verlustängste – er hatte beide Eltern und seine einzige Schwester bei einem Bombenangriff kurz vor Kriegsende verloren – noch Verständnis auf.«

»Eine starke Frau«, bemerkte Frau Klier. »Wie viele Frauen bleiben nicht wegen der Kinder in einer unglücklichen Ehe stecken und resignieren.«

»Diese Option hatte auch Dorothea immer wieder vor Augen gestanden. Doch war sie nicht bereit, ihr eigenes Lebensglück dem Erhalt der Familie zu opfern. Sie hatte den Mut und die Stärke, sich, von ihrer Mutter unterstützt, mit ihren Kindern auf den Weg zu machen. Nicht zuletzt darum wirkte sie so frei, strahlte sie eine solche Souveränität und Gelassenheit aus.

Wer aber war eigentlich ihr Exmann? Den ganzen Abend über hatte sie weder seinen Namen noch seinen Beruf erwähnt.

›Du kennst ihn‹, sagte sie mit feinem Lächeln, ›und er kennt dich. Und ist dir nicht gerade wohl gesonnen.‹

›Wer ist es? Nun sag schon.‹

›In meinem früheren Leben hieß ich Dorothea Berghaus.‹

›Berghaus – wie der für Kultur zuständige Stadtrat?‹

Ich war perplex. Ich konnte es, mochte es einfach nicht glauben, dass diese so anmutige, intelligente und fortschrittlich denkende Frau mit diesem Mann, der gegen die neue, ›in der Wolle rot eingefärbte Schauspieltruppe des Staatstheaters‹ und besonders gegen mich, den ›roten Dramaturgen‹, wettete, wo er nur konnte, zehn Jahre lang in einer ehelichen Gemeinschaft gelebt hatte. Noch schwerer fiel mir die Vorstellung, dass sie von diesem Mann, von dem sie Welten trennten, wie sie selbst sagte, drei Mal schwanger geworden war. Die letzte Schwangerschaft hatte sie unterbrochen.

Sie könne es ja selbst kaum mehr glauben, sagte sie mit heiterer Miene. Wenn sie auf die ersten Jahre ihrer Ehe zurückblicke, habe sie Mühe, sich in der blonden Frau mit Dauerwelle und dem schwarzen Cocktailkleid wiederzuerkennen, die bei all den Empfängen und Opernbesuchen an der Seite des Herrn Doktor Berghaus stand, als ob sie neben sich stehe, pflichtgemäß lächelnd und den Kopf neigend, wenn sie wieder einen der Honoratioren zu begrüßen hatte. Sie sei sich in dieser Rolle oft wie eine aufgezogene Puppe vorgekommen – wie die schöne Automatenpuppe Olimpia in E. T. A. Hoffmans Erzählung *Der Sandmann*.

Es war vier Uhr morgens, als wir als Letzte die Kneipe verließen; der Wirt hatte gerade begonnen, die Lichter hinterm Tresen auszuknipsen.«

Gedankenverloren hielt Frau Klier noch immer eine Praline zwischen Daumen und Zeigefinger. Erst jetzt schob sie sich diese in den Mund. Nach einer Weile fragte sie:

»Wie alt war Ihre Frau, als Sie sie kennenlernten?«

»Neununddreißig, ich war vierunddreißig.«

»Und der Altersunterschied war kein Problem für Sie?«

»In den ersten Wochen hegte ich zuweilen die leise Befürchtung, sie habe die Blüte ihrer Jahre vielleicht schon überschritten. Manchmal, wenn ich ihre kleinen, ein wenig faltigen Hände betrachtete, kamen mir solche Gedanken. Doch schon bald war diese Angst verflogen. Ich liebte sie von Tag zu Tag, von Woche zu Woche mehr, weil sie so herzlich war, weil wir einander so gut verstanden, einen so hohen Grad an Übereinstimmung hatten im Denken, Empfinden und in der Art, die Welt zu betrachten. Und weil die Liebe mit ihr so leicht und gleichzeitig so innig war.«

»Innig« – ein heute fast ausgestorbenes Wort.« Für einen Moment verlor sich Frau Kliers Blick in die Ferne, als gehe sie einer eigenen Erinnerung nach.

»Ich fand Dorothea schön – nicht nur im physischen Sinne –, sondern weil sie in allen Äußerungen ihres Wesens so lebendig und authentisch war. Ihr teilnehmendes Wesen war zugleich mit einer hohen Intelligenz und subtilen Reflexionsfähigkeit gepaart; sie war eine leidenschaftliche Leserin und nicht nur literarisch sehr gebildet, sie hatte sich auch eingehend mit Psychologie, Soziologie und Philosophie beschäftigt, wobei ihr Wissen nie etwas bloß Angelesenes war, sondern immer einen konkreten Bezug zu ihrem eigenen Erleben und Tun hatte, also wirklich angeeignet war. Jedenfalls ging uns der Gesprächsstoff niemals aus. Einmal, als wir für ein Wochenende nach Amsterdam fuhren, begannen wir uns irgendwann zu wundern, warum die angekündigte Ausfahrt *Amsterdam* so lange auf sich warten ließ. Bis wir feststellten, dass wir so sehr ins Gespräch vertieft gewesen, dass wir an Hollands Hauptstadt glatt vorbeigefahren waren.«

Frau Klier lachte. »Und? – Sind Sie dann nach Amsterdam zurückgefahren?«

»Nein. Wir fuhren weiter – bis an die Küste – und verbrachten zwei herrliche Tage am Meer.«

»Es war also eine Beziehung auf Augenhöhe ... Oder gab es auch Bereiche, in denen Sie sich Ihrer Frau unterlegen fühlten?«

Ich dachte nach. »Ja, diese Bereiche gab es wohl. Sie war in mancher Hinsicht reifer als ich. Mein Denken kreiste damals noch sehr ums eigene Werk und um meine berufliche Karriere. Ich glaubte oder fürchtete, dem Geschenk ihrer Liebe, ihrer Großzügigkeit im Geben nichts Gleichwertiges entgegenzusetzen zu können. Fast ungläubig nahm ich ihre wiederholte Versicherung auf, dass sie mit mir glücklich sei. Wollte es doch, vor allem nach der vorangegangenen dreijährigen Beziehung mit Karla, die eine ziemliche Katastrophe war, zu meinem eigenen Selbstbild als Mann gar nicht passen, dass ich eine Frau wirklich glücklich machen könne. Doch kam ich mit der Zeit nicht umhin, von diesem mir lieb gewordenen ›dämonischen Selbstbild‹, über das sich Dorothea manches Mal mokierte, Abschied zu nehmen. Weil ich ja sah – und es irgendwann nicht mehr nur für ein Phantom, für eine verliebte Einbildung ihrerseits halten konnte –, dass sie *wirklich* mit mir glücklich war; und ich mit ihr.«

»Aber hat es nicht auch«, fragte Frau Klier, »Konflikte, Streit und Auseinandersetzungen zwischen Ihnen und Ihrer Frau gegeben?«

»Natürlich gab es das – wie in jeder Ehe. Aber was bedeutet das schon angesichts des Todes.«

Es klopfte an die Tür. Frau Klier warf einen Blick auf die Uhr. Dann sagte sie:

»In meinem Beruf höre ich ja viele Geschichten, meist recht traurige und unglückliche Beziehungs- und Ehegeschichten. Was haben Sie doch für ein Glück mit Ihrer Frau gehabt, auch wenn sie zu früh gegangen ist – ein Glück, von dem viele Menschen nur träumen können. Daran sollten Sie immer denken, wenn Sie der Schmerz wieder einholt und Sie sich einsam fühlen. Und doch werden Sie sich verändern müssen, um Ihrem Leben jetzt einen neuen Gehalt und eine neue Richtung zu geben.«

Sie drückte mir die Hand.

## Geschäftsbein

Als ich gegen halb eins den Speisesaal betrat und an meinem Tisch Platz nahm, waren Marja und Roswita gerade damit beschäftigt, Oswalds Bein zu begutachten. An seinem Oberschenkel klebte ein eindrucksvoller Wundverband. Frau Aschmoneit saß am Kopfende des Tisches und blätterte in der Zeitung.

Oswald erzählte sogleich von dem Malheur, das ihn am gestrigen Nachmittag ereilt hatte: Er radelte gerade gemächlich durch das Städtchen, da kam ihm eine alte Dame mit einem Dackel entgegen, der unentwegt kläffte. Da die Dame nicht wusste, wie sie ihren Hund beruhigen konnte, wollte Oswald ihr helfen; er stieg vom Fahrrad, täschelte und streichelte den Dackel und redete ihm gut zu. Doch der Köter ließ sich nicht beruhigen, schnappte immer wieder nach seiner Hand und biss ihn schließlich in den Oberschenkel. Oswald ließ sich mit dem Taxi sofort in die städtischen Kliniken befördern und sich eine Tetanuspritze verabreichen. Die Wunde musste geschnitten werden.

»Zwei Zentimeter tief. Da passt jetzt 'n Radiergummi rein, und jede Bewegung tut höllisch weh, könnt ihr mir glauben. Joggen, Trampolin und Qigong kann ich erst mal vergessen. Doch jetzt kommt das Schärfste: Wisst ihr, was Frau Doktor Klier sagte, als ich ihr diese Geschichte erzählte?« Oswald machte eine Kunstpause und ließ seinen Blick von Gesicht zu Gesicht wandern: »Sie sagte: ›Nehmen Sie es als Zeichen, dass der Hund Sie gerade in das rechte Bein gebissen hat.‹ – ›Als Zeichen wofür?‹ – ›Dass Sie Ihre Geschäfte einmal ruhen lassen und Ihren Aufenthalt hier noch um zwei Wochen verlängern sollten.‹ – ›Aber was hat das mit dem rechten Bein zu tun?‹ – ›Das rechte Bein wird von der linken Gehirnhälfte gesteuert, es ist sozusagen Ihr Geschäftsbein.‹ – Also da war ich platt.«

Oswald schaute erwartungsvoll in die Runde. »Und was sagt unser Professor dazu?«, wandte er sich schließlich an mich.

»Natürlich war es Zufall. Der Hund hätte dich ebenso in das andere Bein beißen können.«

»Nu, das sagst du jetzt, da du noch bei klarem Verstand bist. Aber wenn du erst mal drei Wochen hier hinter dir hast, glaubst du an keine Zufälle mehr. Dann siehst du überall nur noch« – Oswalds Stimme ging in eine höhere Tonlage über, als ahme er eine Frauenstimme nach – »Fügung, Koinzidenz und unsichtbare Kausalität am Werk. Dann bist du genauso meschugge wie wir. Wart's nur ab.«

Ich musste lachen.

Die Küchenfee kam mit der Suppenterrine, füllte mit der Schöpfkelle der Reihe nach die Teller und wünschte guten Appetit. Es war eine schmackhafte Steinpilzsuppe mit Klößchen.

»Wo bleibt eigentlich Viktor?«, fragte ich mit Blick auf den dampfenden Teller vor Viktors leerem Platz.

»Der muss noch schnell die New Yorker Börse abräumen«, sagte Oswald und grinste. »Bevor es zum nächsten Crash kommt.«

Da ich die Stirn runzelte, half Frau Aschmoneit mir auf die Sprünge: »Viktor ist Geldfondsmanager. Und lässt lieber seine Suppe kalt werden, als eine wichtige Börseninfo zu verpassen.«

»Und warum ist er dann hier?«

»Weil er hier in aller Ruhe zocken kann, ohne dass ihm aufgebrauchte Kunden und deren Anwälte das Haus einrennen.«

Eine psychosomatische Klinik als Asyl für Zocker? Das war wahrlich kurios.

## Von der vergessenen Sprache der Organe

Kurz vor 18 Uhr betrat ich den Plenarsaal im *Haus Kristall*. Etwa dreißig bis vierzig Patienten, die meisten in Turnschuhen, Jogginghosen und Trainingsanzügen, füllten den nur mäßig beheizten Raum. Teils hockten sie auf Gummimatten, teils auf Klappstühlen, die im Halbkreis um das Podium angeordnet waren. Oswald und Marja rückten ihre Stühle beiseite, damit ich zwischen ihnen Platz nehmen konnte.

Doktor Wallerstein, eben noch mit Ansgar im Gespräch, nahm in

der Mitte des Podiums Platz. Er wartete eine Weile, bis es ruhig im Saal geworden war. Von Patienten wie Therapeuten immer nur »der Chef« genannt, war er eine imposante Erscheinung: sehr groß, breit-schultrig, mächtiger Brustkorb, stattlicher Embonpoint, der wohl bezeugte, dass er kein Kostverächter war. Das markante Profil mit den tief liegenden Augen unter den buschigen Brauen, die breite Stirn mit dem wallenden grauen Haar und der dichte Kinn- und Backenbart, der sein Gesicht umrahmte, verliehen ihm schon rein äußerlich die Aura und Autorität eines Patriarchen. Sein sonorer Bass, der sogleich den Raum füllte, als er die Anwesenden begrüßte, tat ein Übriges, diesen Eindruck zu bestätigen.

»Krankheit ist der Ort, wo man lernt, sagte schon Blaise Pascal.« Mit diesem Zitat begann Doktor Wallerstein seinen Vortrag. Im Unterschied zur herkömmlichen und Schulmedizin, die Krankheit primär als Defekt der »Körpermaschine« Mensch begreife, sah der französische Philosoph im Körper vor allem einen Lehrmeister. Dieser sei der »redlichste Therapeut«, den man sich vorstellen könne, da er uns auf Schritt und Tritt durch das Leben begleite und genauestens über unsere Versäumnisse und Fehlritte Buch führe.

»Was uns fehlt«, fuhr Doktor Wallerstein nach einer Gedankenpause fort, in der er seinen Blick rund um das Auditorium schweifen ließ, »können wir an unserem Körper präzise ablesen, vorausgesetzt, dass wir verstehen, was er uns in der symbolischen Sprache seiner Organe sagen will. Diese ist allerdings weithin in Vergessenheit geraten. Die Menschen früherer Zeiten hatten noch eine intuitive Ahnung davon, wie die Seele auf den Leib wirkt und umgekehrt, wie unterdrückte Gefühle und Konflikte sich im Körperlichen manifestieren, wovon viele volkstümliche Redeweisen noch heute Zeugnis ablegen. Zum Beispiel *Das hat mir auf den Magen geschlagen ... Das geht mir an die Nieren ... Ich mach mir vor Angst in die Hose* usw. Doch im Laufe der Zeit wurde dieses volkstümliche Wissen durch die lateinische Formel- und Fachsprache der Anatomie ersetzt. Erst durch die Forschungen der psychosomatischen Medizin, im Verein mit der modernen Neurobiologie, ist die ver-

gessene Sprache der Organe wiederentdeckt und dechiffriert worden. Mithilfe der neuen bildgebenden Verfahren der Neurobiologie lassen sich die leib-seelischen Wechselwirkungen unmittelbar nachweisen, zumal alle Organe – außer der Milz – über Nervenzellen mit dem Gehirn, dem zentralen Steuerungs- und Speicherorgan all unserer Empfindungen und seelischen Prozesse, verbunden sind. Inzwischen haben wir immer mehr Erkenntnisse darüber, wie die komplexe Kommunikation zwischen unserem Gehirn und den einzelnen Organen über bestimmte Neurotransmitter, Hormone und Botenstoffe reguliert wird.«

Den weithin vergessenen Bedeutungs- und Sinnzusammenhang zwischen den Organen und unseren Emotionen erläuterte Doktor Wallerstein sodann an einzelnen Beispielen beziehungsweise Symptomen:

Kopfschmerzen etwa verwiesen oft auf eine seelische Hoch- oder Überdrucksituation, auf eine Überforderung durch übermäßigen Leistungsdruck, Ehrgeiz, Perfektionsanspruch – *sich den Kopf zerbrechchen, sich das Hirn zermartern, Kopflastigkeit*: Man versuche krampfhaft, Probleme zu lösen, die mit dem Kopf nicht zu lösen sind. Rückenschmerzen, Bandscheibenvorfälle, Verklemmungen und Verkrümmungen einzelner Wirbel oder der Wirbelsäule deuteten in der Regel auf zu hohe Belastung – *sich krummlegen für andere oder im Beruf*, Halsschmerzen auf unterdrückten Ärger – *den Hals voll haben, einen Kloß im Hals haben*, Gallensteine auf unterdrückte und verdrängte Wut – *mir läuft die Galle über*, Nieren- und Blasenentzündungen auf ungelöste Beziehungsprobleme – *Das geht mir an die Nieren* auf einen Konflikt zwischen Behalten (Aushalten) und Loslassenwollen. Erkrankungen der Atemorgane, wie zum Beispiel Bronchialasthma, verwiesen auf das Thema Enge und Freiheit, nicht selten auf eine ungelöste Fixierung an frühe Bezugspersonen – *der oder das nimmt mir die Luft, vor Schreck die Luft anhalten*; Herzerkrankungen seien oft Ausdruck von *Herzeleid* und *Herzweh*, wie der Volksmund seit Langem wisse ... Der Tod meiner Frau, dachte ich, war ein solcher Einbruch in die gewohnte Ordnung meines Lebens gewesen, dass mein Herzschlag buchstäblich *aus dem Takt geraten war*.

Überhaupt, resümierte Doktor Wallerstein, bewirken seelischer Stress, unterdrückte und verdrängte Gefühle, verschleppte und ungelöste Konflikte eine Schwächung des Immunsystems und damit ein erhöhtes Risiko für Entzündungen und Krankheiten aller Art. Leider neigten viele von einer Sucht oder schweren Krankheit Betroffene dazu, diese als ›Schicksal‹ hinzunehmen, das ›in den Genen liege‹, um sich die oft schmerzhaft Auseinandersetzung mit den psychischen Anteilen der Krankheit zu ersparen. So aber beraubten sie sich selbst der Chance, aus der Krankheit zu lernen und sie – im Sinne Pascals – als Wegweiser zu verstehen für eine wichtige Erkenntnis und notwendige Veränderung des eigenen Lebens.

Ich dachte an Andreas, mit dem ich in der letzten Woche noch ein langes Gespräch geführt hatte. Nach dem Tod seiner Mutter war er an einer Herzklappenentzündung erkrankt, die ihn ungemein schwächte und für Wochen ins Bett zwang. Er hatte verschiedene Ärzte aufgesucht, und durch Einnahme starker Antibiotika war die Entzündung zwar wieder abgeklungen, doch fühlte er sich noch immer so schwach, dass ihn schon die geringste körperliche Anstrengung ermüdete und er keine Treppe ohne Schweißausbrüche und Herzrasen mehr hochkam. An sein gewohntes Training im Fitnessstudio war überhaupt nicht zu denken. Nach eingehender Untersuchung wurde ein »Chronic-Fatigue-Syndrom« diagnostiziert, was – wie ihm der Arzt erklärte – nur ein anderer Ausdruck für eine anhaltende Depression sei. Er würde ihm deshalb dringend raten, sich in therapeutische Behandlung zu begeben. Doch diese Diagnose erschien Andreas nicht nur völlig abwegig, sie empörte ihn geradezu. Er sei doch »kein Depri«, er sei doch sonst immer »gut drauf gewesen«, überhaupt gehe ihm dieser »ganze modische Psychokram« tierisch auf die Nerven. – Es sei doch eigentlich sehr nachvollziehbar, hielt ich dagegen, dass seine Erkrankung auch psychisch bedingt sei; schließlich habe er in den zurückliegenden Jahren zwei schwere Schicksalsschläge hinnehmen müssen: erst seinen Absturz an der Börse mit der Folge einer enormen Schuldenlast, die ihn bis heute drücke; und jetzt den Tod seiner geliebten Mutter.